

60. JAHRGANG
• DEZEMBER 1933

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von
RUDOLF PECHEL
gemeinsam mit
PAUL FECHTER

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.— PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
PETER WEBER	Das Zeitalter des Antichrist 147
ERNST SCHRÖDER	Deutschland und Skandinavien 153
MAX SAUERLANDT	Die Brücke zur lebendigen Kunst 158
CORNELIS	Der Brand der Kathedrale 165
PAUL FECHTER	Der aktuelle Wedekind 178
HANS WERNER	Das Ende der Psychoanalyse 185
R. P.	Der konservative Bauernkrieg 190
HANS HESSE	Politik und ihr Gegenpol 193
D. R.	Isolde Kurz. Zum 80. Geburtstage 197
LITERARISCHE RUNDSCHAU	
PAUL WENTZCKE	Das Deutsche Reich in der Vorgeschichte des Weltkrieges 198
GREGOR HEINRICH	Von Glück und Elend der Demokratie in Frankreich. — 201
	Der neue Staat und die Intellektuellen 201
JÖRG LAMPE	Kameraden der Arbeit 202
MANNA COPONY	Louise Dumonts Vermächtnisse 202
H. KRAUS	Die Insel Tütarsaar 203
D. R.	Weihnachtsbücher 204
	Bausteine zu einer deutschen Hausbücherei 212
POLITISCHE RUNDSCHAU 213	
VOR DEM SCHNELLRICHTER 214	

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 von Julius Rodenberg
gegründet, erscheint in Monatsheften
am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.
Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schrift-
leitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rück-
porto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19,
Jerusalemmer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01
und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450, und 8056

S O E B E N E R S C H I E N

Ernst von Salomon

Die Kadetten

8. Tfd. · Kart. RM 4,50 · Leinbd. RM 5,50

Leart von Naso schreibt in Delhagen & Klasings Monatsheften:

„Ein rückwärtschauendes Buch, in dem die Vergangenheit unmittelbar gegenwärtig wird, einbezogen in Jahrhunderte des Preußentums bis zum heutigen Tag. Große, gültige Sätze stehen wie Pfeiler in dem erzählerischen Strom dieses männlichen und lebenswerten Buches, das mit außerordentlicher Gegenständlichkeit, mit einem hinreißend trockenen Humor geschrieben ist. Nicht nur die alten Kadetten bis zu den Feldmarschällen hinauf werden von Salomon für das Ehrenmal danken, das er ihnen gesetzt hat. Es ist — im doppelten Sinne — ein Geschenk für alle!“

In jeder guten Buchhandlung vorrätig · Den 8seitigen Prospekt „Unsere Weihnachtsbücher“ verlangen Sie bitte kostenlos von Ihrem Buchhändler oder direkt vom

Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 50

S O E B E N E R S C H I E N :

HEINAR SCHILLING

WELTGESCHICHTE

Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute

Über 800 Seiten mit 67 teils farbigen Bildern. / Preis in Leinen geb. RM 5.—

In einer knappen, aber alles Wichtige hervorhebenden Darstellung wird zum ersten Male eine vergleichende Geschichte der Menschheit in zeitlicher Folge dargeboten. Der dramatische Verlauf des Völker- und Rassenlebens gelangt gerade in dieser Weltgeschichte, die jedes Datum von historischer Bedeutung bringt, eindringlich zum Ausdruck. Die vortreffliche Gliederung der Geschichtsperioden, die deutliche Heraushebung der welthistorisch folgenswersten Ereignisse, die Übermittlung eines riesigen Stoffes mit einem Index von über 10 000 Namen und 100 000 Nachweisen machen dieses Buch für jedermann zu einer ebenso interessanten wie bereichernden Lektüre

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

Die Prophetie der Zeitenwende

bis weit in die Zukunft des Dritten Reiches hinein, ein philosophisch-politisches Manifest der Frontgeneration ist das Werk von

Edgar J. Jung:

Die Herrschaft der Minderwertigen,

ihr Zerfall und ihre Ablösung durch
ein Neues Reich

Führende Deutsche urteilen über das Buch

Reichsminister
Dr. Bracht †

„Das ungeheure Material, das Sie in Ihrem Werke verarbeitet und in den Dienst Ihrer Ideen gestellt haben, hat mir viel Neues geboten und mir zahlreiche Anregungen gegeben. Ihre offenen Worte haben mir bei der Lektüre oft rechte Freude bereitet.“
(Aus einem Briefe an den Autor)

Friedrich Düssel

„Ein gewichtigeres und positiveres Buch hat die durch den Krieg gegangene junge Generation unserer Denker kaum schon beigesteuert.“

Hanns Johst

„Ein glänzend geschriebenes, geistig bedeutendes und für unsere Zeit überaus wichtiges Werk!“

Rudolf Pannwitz

„Ich kann nur wünschen, daß dieses Werk in weite Kreise dringe und überall mitwirke, das alte Reich in ein neues zu verwandeln: auf Grund dessen, was seit Nietzsche im Geiste und in der Seele und seit dem Kriege in unmittelbarem Leben errungen ist.“

Reichsminister
Franz Seldte

„Ich bin sicher, daß Sie auch mit der neuen Auflage wieder einen erheblichen Einfluß auf die politische Gestaltung erreichen werden.“
(Aus einem Briefe an den Autor)

Leopold Ziegler

„Den Gedanken eines deutschen Staates, der sich nicht mechanisch aus Parteien zusammensetzt, sondern sich aus Bürgerschaften organisch schichtet, hat wohl Edgar J. Jung in seinem Buche am klarsten geistig durchgeformt. Daß der Staat als Herrschaftsgefüge in jedem geschichtlichen Zeitalter seinen Stempel wechselt, wird durch Jung ebenso evident gemacht, wie daß unsere Gegenwart unmittelbar in einem solchen Stilwandel begriffen ist. Diesen bejahen und seinen Ablauf tunlich und bewußt beschleunigen, kann in dieser Stunde allen politisch denken und politisch taten heißen.“

3. Auflage (11.-15. Tsd.)
in Rahmleinen gebunden

nur RM 7,60

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 6

JOACHIM v. KÜRENBERG

Der letzte Vertraute Friedrichs des Großen Marchese Lucchesini

Mit 8 Bildern

Pappband RM 5.20, in Leinen RM 5.80

„Der Marchese Lucchesini, der 1780 Vorleser Friedrichs des Großen und schnell sein Vertrauter bis zum Tode wird, ist gleichsam nur der Anlaß, um durch eine ebenso anschauliche wie durchdachte Schilderung, ein so natürliches und echtes Bild jener letzten Lebenszeit Friedrichs des Großen zu geben, daß man nicht nur die Personen, sondern die gesamte Zeit mit all ihren Kräften und Entwicklungen überschaut. — Das Buch wächst zur Gegenwartsbedeutung empor. Es ist ebenso unterhaltsam wie menschlich anziehend, ebenso wissenschaftlich zuverlässig wie erzählerisch fesselnd.“

Hanns Martin Elster

UNIVERSITAS / BERLIN W 50

Land der Wunder und Gefahren

EDGAR VON HARTMANN

Auf tausendjähriger Karawanenstraße

durch die Mongolei

Mit 48 seltenen Bildern
in Kupfertiefdruck

Großformat * Ganzleinen RM. 5.80

Ein Forscher, schicksalsgetrieben, dringt auf Karawanenreihen in die einsame undwegsame Mongolei. Von tauend Gefahren umringt durchforstet er die in Eis und Schnee starrenden Gebirge und sonnenadörrten Steppen. Er stellt zugleich die primitiven Menschen dieses rauen Landes dar, ihre religiösen Feste, ihr Leben im Gebirge in der Steppe und den wenigen Städten, ihre Räuberzüge, Sitten und Gebräuche. So erstieht vor dem Leser die urtümliche Mongolei in Wort und Bild

Illustrierte Prospekt bitte zu verlangen

Zu haben in allen Buchhandlungen

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Berlin W

Weihnachts- bücher für Naturfreunde



Jungfuchs
(Start verfl. Abb.
aus Waldweben)

Belauschtes Leben. Kleine Kreatur in Wasser, Busch und Halm von R. O. Bartels.
164 Naturaufnahmen aus dem Leben der niederen Tierwelt mit ausführlichem Text und einem Geleitwort von Prof. Dr. Degener, Universität Berlin.

In meisterhaften Lichtbildern hat hier einer der besten Kenner und feinsinnigsten Beobachter die wunderbarsten Natururkunden aus jener kleinen Tierwelt zusammengetragen, deren Lebensgewohnheiten im allgemeinen sehr wenig bekannt, aber mindestens ebenso reizvoll sind wie die ihrer großen Kameraden. Denn auch in den kleinsten Dingen offenbart die Natur ihre Schönheiten.

Preis kartoniert RM 3.90, geb. RM 4.80.

Waldweben. Die Lebensgemeinschaft des deutschen Waldes in Bildern.

150 eigene Naturaufnahmen aus dem Tier- und Pflanzenleben des heimatischen Waldes mit lebendigem und aufschlußreichem Einführungs-
text von R. Gerhardt und G. Wolff.

Schauend und laufend wandern die beiden Naturfreunde durch ihren Wald, umfassen mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit das Kleine und das Große, alles, was da an Getier fliegt und kriecht, springt, rennt und tappt, und auch alles, was offen und heimlich blüht, duftet, zart sich ranzt, was hoch zu Bäumen wächst und was Strauch, Kraut und Moos bleibt. Das ist eine herrliche Welt!

Preis gebunden RM 4.80.

Norderoog. Ein deutsches Vogelparadies.

Natururkunden von den Halligen und vom Battenmeer. Von B. F. Beckmann-Bittenburg. Einführender Text von Prof. Dr. F. Dietrich. Mit 64 Kunstdrucktafeln.

„Der deutsche Bengt Berg“ wird Beckmann-Bittenburg genannt. Hier hat er seine intimsten Erlebnisse mit den vielfältigen Bewohnern der einsamen Vogelhallig in unübertrefflichen Bildfolgen mit der Kamera festgehalten.

Preis kartoniert RM 3.—, geb. RM 4.—.

Verlangen Sie kostenlos unsere
bebilderten Werbeblätter!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hugo Bermühler Verlag Berlin-Lichterfelde 23

Neue wertvolle Bücher

RUDOLF THIEL

Luther

1483-1522

374 Seiten und 16 Bildtafeln
In Leinen gebunden RM 6.80

Luthers Leben in ungemein spannenden Kapiteln jedes ein Glanzstück der Erzählkunst, gedrängt voll Stoff, in herbem, knappem Ton. Eine neue Darstellung von Luthers religiösem Werden, ein neues Bild von Luthers heldischem Charakter.

REINHOLD CONRAD MUSCHLER

Klaus Schöpfer

ROMAN

604 Seiten · In Leinen gebunden RM 6.50

In Klaus Schöpfer schildert R. C. Muschler das Schicksal eines deutschen Komponisten, dessen echtes Künstlerium nicht anerkannt wurde, der in unbeugsamer Gesinnung aber nach schwerem Ringen im neuen Deutschland den verdienten Erfolg findet.

ELSE ERNST

Das Sputhaus in Litauen

Seltene Begebenheiten

Leinenband RM 4.80

Es ist eine durch eine Rahmenerzählung meisterhaft zusammengefügte Reihe von phantastischen Geschichten. Wirklichkeit und Dichtung weben sich wie Licht und Nacht zu schöner Dämmerung durcheinander und lassen uns die Rätselhaftigkeit alles Lebens empfinden. Ein in seiner vornehmen Verhaltensweise sehr frauenhaftes, in seiner Zauberkraft sehr dichterisches Buch. Bill Besper

WALTHER VON HOLLANDER

Alle Straßen führen nach Haus

ROMAN

Leinenband RM 4.80

In seinem neuen Roman schildert Hollander das Leben zweier junger baltischer Barone, die nach dem Befreiungskampf der Balten enttäuscht und entwurzelt in Deutschland vergeblich eine neue Heimat suchen. Mit diesem Roman ist Walther von Hollander ein Zeitbild von seltener Kraft und Eindringlichkeit gelungen.

Paul Neff Verlag · Berlin

Neuigkeiten

Niedersachsen

von Cläre With

1. Heft von Deutschland
aus „Länder und Völker“

RM. 1,50 kart.

In einer Bildersprache, die Jung und Alt verständlich ist, bringt dieses erste langerwartete Heft dem deutschen Volke und der deutschen Jugend die Heimat nahe.

Die letzten 1000 Jahre

von Ludwig Hesse

Kulturgegeschichtliche Tabellen
vom Jahre 1000 bis zur
Gegenwart

RM. 2,85 kart. * RM. 3,80 Leinen

Im Telegrammstil eine chronologische Zusammenstellung von wesentlichen Zeit- und Kulturereignissen für die Hand von Lehrenden und Lernenden und solchen, die nachschlagen wollen.

Müller & J. Kiepenheuer
Verlag, Potsdam

Peter Weber

Das Zeitalter des Antichrist

Roms Weg nach dem Osten

Die Völker der abendländischen, ehemals christlichen Kultur werden von starken revolutionären Wehen geschüttelt. Es sind nicht nur die Konstruktionen der Staatsbauten, der Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme erschüttert, die Wehen gehen tiefer, gehen an die Grundlage der abendländischen Kultur; an das Religiöse. Hier offenbart sich, wie brüchig dieses Fundament geworden ist. Es zeigen sich die fürchterlichen Folgen der Epochen der sogenannten Aufklärung, des folgenden Liberalismus, Atheismus und Marxismus. Die Masse Mensch ist das Ergebnis, eine Masse, die keinen gemeinsamen Glauben, keine innere Gemeinschaft mehr hat, die keine Wahrheiten, keine Gesetze mehr anerkennt, die für alle gelten müssen. Der Sinn des Lebens ist fragwürdig geworden, so fragwürdig, daß der Einzelne nicht einmal mehr seine primitivste Lebensaufgabe begreift, das Leben in seinen Kindern weiter zu führen.

Darum rebelliert jetzt das Leben selber, der nackte Selbsterhaltungstrieb. Darin hat, auf die einfachste Formel gebracht, die nationale Revolution in Deutschland ihre beste Erklärung und stärkste Rechtfertigung. Das deutsche Volk will wieder eine lebendige, starke Gemeinschaft werden, es will wieder an seine Zukunft denken und eine Aufgabe sehen. Die alte Sehnsucht nach dem „Reich“ erwacht. Diese Sehnsucht aber wächst aus Triebkräften heraus, die über die nächste Aufgabe des völkischen Selbst-erhaltungs- und Erneuerungstriebes hinausgreifen. Sie hat ihre Wurzeln tief im Religiösen und will neben einem neuen nationalen Leben und darüber hinaus ein erneuertes Glaubensfundament, eine neue geistig-religiöse Gemeinschaft, in der wieder ewige Wahrheiten und heilige Gesetze Geltung haben. Ewige Wahrheiten und Lebensgesetze nicht nur für uns, das deutsche Volk, sondern auch für alle Völker des Abendlandes, die in der gleichen Not und Gärung leben. Das „Reich“, wie es in der deutschen Sehnsucht immer gelebt hat, ist etwas anderes, ist mehr als ein Reich, mehr als ein Staat wie viele andere auch: in ihm ist die mythische Hoffnung auf ein Reich Gottes lebendig, wie es Christus in seiner Heilsbotschaft der Menschheit als Aufgabe gestellt hat. Aus der Idee dieses Reiches ist das christliche Abendland gewachsen, mit dem Anspruch auf die Sendung, die ganze Welt dem christlichen Glauben zu erobern. Und der Schöpfer und Träger dieser Idee war das deutsche Volk.

Christentum in oder neben den Kirchen?

Wer Augen hat zu sehen, der sieht heute Bewegung bis in diese Tiefen. Der wird es nicht als einen Zufall ansehen, daß dieses Jahr von der katholischen Kirche zum „Heiligen Jahr“, von der orthodoxen Kirche zum „Sühnejahr“ erhoben wurde; die

protestantische Kirche feiert dieses Jahr als Gedenkfeier an den großen deutschen Reformator Luther. Freilich, die Krise und revolutionäre Gärung dieser Zeit haben auch die Kirchen erfaßt. Der Geist weht nicht mehr spürbar in ihnen, sie haben ihre Aufgabe nicht zu erfüllen gewußt. Das Volk hat sich weithin von den Kirchen abgewandt, sie sind heute nicht viel mehr als Organisationen, öffentliche Einrichtungen, in denen religiöse Gebräuche geübt werden. Den lebendigen Geist Gottes und der Evangelien, welche die Welt durchdringen sollen, vermitteln sie nicht mehr. Die Bibel, die Luther dem deutschen Volke gab, ist ihm heute fremd geworden, das Volk kennt nicht mehr das Wort Gottes. Das ist ein hartes Urteil für die Kirchen. Der Weg zu Gott, zum Evangelium, zu Christus muß wieder neu gesucht und gebaut werden. Eine neue Reformation wird einsehen müssen. Wir werden wieder das wahre Bild Christi sehen müssen, den männlichen, vollstümlich-nahen Christus, wie ihn die deutschen Reformatoren dem Volke predigten. Die neue Reformation wird als eine männliche Aufgabe gegeben, in der jeder zunächst selber sich vor die eigne Entscheidung gestellt sieht, allein vor Gott und dem Evangelium. Daraus wird sich auf eine neue Art die christliche Gemeinschaft, die Gemeinde bilden. Wohl meist ohne einen Theologen, im kleinsten Kreis. Im Haus, in der Familie, wird der Vater der geistliche Vorsteher sein, wie bei den Germanen der Sippenführer das Opfer brachte. Die vielgestaltigen Sekten mit ihren engen brüderlichen Gemeinschaften zeigen, zu welcher Gemeindeform es den religiösen Menschen drängt; so wird es auch möglich sein, der grotesken Sekten-Zersplitterung ein natürliches Ende zu machen.

Gemeinde in der urchristlichen Form, engste brüderliche Gemeinschaften, das scheint der Weg der neuen deutschen Reformation zu sein. Eher unter Führung eines Laien als eines Pfarrers. Denn das zweite Merkmal der neuen Reformation ist, daß sie sich schon jetzt klar erkennbar als Laienbewegung entwickelt. Die Führer der Gemeinden werden die „Ältesten“ sein, wie sie es in den ersten christlichen Zeiten waren. Die katholische Kirche hat schon lange erkannt, daß der Weg zu einer christlichen und kirchlichen Erneuerung nur mit Hilfe der Laien möglich ist, wie sie auch bereits Christus den König, den Herrscher der Welt, predigt. Vor elf Jahren bereits hat Papst Pius XI. in der Enzyklika Ubi arcano dei von der „Teilnahme des Laien am hierarchischen Apostolat“ gesprochen und die „Katholische Aktion“ empfohlen. In Deutschland begriff der Katholizismus, vom Liberalismus durchseucht, erst sehr spät. Jetzt hat die Fuldaer Bischofskonferenz die Richtlinien für die Katholische Aktion in Deutschland herausgegeben. Sie sind interessant, die Parallele mit der männlich-straffen politischen Entwicklung in Deutschland ist erkennbar. Das katholische Volk wird danach in vier Säulen zusammengefaßt: Männer, Jungmänner, Frauen und Jungfrauen. Alle katholischen Verbände werden darin eingegliedert. Der Aufbau erfolgt vom kleinsten Zellkern aus, aus der Pfarrei. Die Vorstehenden der Säulen sind Laien! Den Vorsteh in der Zelle führt ebenfalls ein Laie; ihm zur Seite steht ein geistlicher Rat. Der Diözesanrat besteht aus den Laienführern der Diözesanverbände, er hat wieder einen geistlichen Beirat. Vorstehender der Organisationspitze, des Zentralausschusses, ist wieder der Laie; ihm steht ein Bischof zur Seite als Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz. Damit ist den Laien in der streng hierarchisch gegliederten und autoritativ geführten katholischen Kirche ein Einfluß eingeräumt, wie sie ihn nie auch nur annähernd besaßen. Der Vatikan hat die Zeichen der Zeit verstanden, nicht nur hier. Die Kirchen als Organisationen sind Menschenwerk, und in neuen gewandelten

Zeitverhältnissen können und müssen sie neue Formen bilden, um ihren Aufgaben gerecht zu werden; oder sie werden zerfallen und müssen neuen Kirchen Platz machen.

Diese neue Glaubensbewegung — in der evangelischen wie in der katholischen Kirche — ist erst in ihren Ansätzen erkennbar. Sie ist nicht das Werk einzelner Reformatoren, sondern wächst aus dem Laienkörper, zeigt einen ausgesprochen männlich-kämpferischen und radikalen Charakter und scheint sich im evangelischen Lager außerhalb der Kirche vollziehen zu wollen. Die Rechtfertigung wird, bewußt oder unbewußt, hergeleitet aus einer Berufung zum Apostolischen Amt, gemäß dem Evangelium und dem Brauch in der urchristlichen Gemeinde. Trotz dieser Beziehung — hier scheint sich ein völlig neuer abendländischer Mensch zu entwickeln. Statt des liberalen Individuums ohne Glauben, ohne inneres Gesetz und ohne Gemeinschaft ein gläubiger Mensch mit höchstem Gemeinschafts- und Verantwortungsbewußtsein für das Diesseits wie für das Jenseits. Einem Gemeinschafts- und Verantwortungsbewußtsein, wie es die deutsche nationale und völkische Erneuerung will. Das wäre die Erfüllung des ewigen christlichen Auftrags, das Angesicht der Erde immer wieder zu erneuern. Diese Bewegung hat natürlich nichts zu tun mit Erwägungen eines völkisch-germanischen Christentums, denn der Punkt, an dem sich die Geister scheiden, ist klar erkennbar. Wer nicht an die Einmaligkeit der göttlichen Offenbarung durch Jesus Christus, den Sohn Gottes, wer nicht an die Einmaligkeit seiner Heilsbotschaft durch die Erlösung, Auferstehung und die Evangelien glaubt, der hat nicht das Recht, sich Christ zu nennen. Mit der These vom „Nomos“ eines jeden Volkes — daß Gott jedem Volke eine eigne Offenbarung, eine eigne Form der Heilsordnung und eine eigne Mission in einer gesamten Heilsordnung gegeben habe — kommt man an der Entscheidung nicht vorbei.

Katakomben-Christentum in Rußland

Es ist notwendig, sich wenigstens über die Grundzüge der im tiefsten Sinn reformatorischen Bewegung im christlichen deutschen Volk klar zu werden, wenn man die religiöse Bewegung und Wandlung im Gesamtbereich der abendländischen Kultur erkennen will. Im Besonderen die Bewegung im Osten, die hier kurz beleuchtet werden soll. Auch sie ist, wie im deutschen Volk, aus tiefster Not — wenn auch in vielem einer Not anderer Art — geboren. Sie umfaßt an 130 Millionen Menschen, die der orthodoxen Kirche angehören oder angehörten, aufgespalten in über 30 Kirchen. Daneben an 70 bis 80 Millionen im nahen Osten und Südosten, die katholisch oder untert katholisch sind. Diese 200 Millionen Menschen sind in den letzten 15 Jahren von einer erschütternden leiblichen und geistigen Not heimgesucht. In erster Linie die in Rußland. Der Bolschewismus hat die orthodoxe Kirche und die ganze Weltordnung des Russen zerشلagen, die äußere wie die innere. Die Christenverfolgung in Sowjetrußland stellt die unter den römischen Kaisern in den Schatten. 30 Bischöfe und an 8000 Geistliche und Mönche wurden buchstäblich erschlagen und zu Tode gemartert, die Kirchen geschlossen, zu Tanzplätzen und Kinos gemacht. Auch heute ist die Christenverfolgung noch nicht zu Ende.

Eine völlige Entchristlichung ist den Sowjets allerdings wohl nur bei der jungen Generation in den Städten gelungen. Die Kirche ist nicht tot in Rußland, sie lebt in den Katakomben. Allerdings keine Kirche und kein Christentum mehr in dem bisher üblichen Sinne. Die Gläubigen bilden Gemeinschaften, Bruderschaften nach dem urchristlichen Vorbild. Es gibt keine Priester, keine Popen mehr mit Talar und feierlichen

Gewändern. Sie gehen in Lumpen gekleidet wie die anderen, arbeiten und hungern wie die anderen. Aber sie sind nie so geehrt und geliebt gewesen wie jetzt als die armen, verfolgten Knechte Christi. Es gibt keinen Gottesdienst, keine kirchlichen Feiern mehr wie früher. Die Gemeinden wählen einen Ältesten, der vorbetet, aus den heiligen Büchern liest, vielleicht das Abendmahl reicht aus dem Glauben eines göttlichen Auftrages. So betet, büßt und hofft das gläubige russische Volk, verborgen in Tausenden kleinen und kleinster Gemeinden und Zellen.

Typisch einer der immer wiederkehrenden Berichte aus dem „Besboschnik“ (Nr. 6/1933) unter der Überschrift „Laß uns die Schliche des Klassenfeindes entlarven“. Aus Moskau (Donbassin) wird berichtet, daß dort auf Seite Nr. 28 die Organisation der „Sektierer“ ersichtlich wieder aufgelebt sei. Täglich fanden in der Wohnung der Arbeiter W. K. und L. Andachtsversammlungen statt. Unter den Arbeitern gäbe es viele „fremde Elemente“, sie fanden den Anschluß an die Organisationen der Sektierer und befaßten sich unter dem Deckmantel des Arbeiterberufs „mit der Agitation gegen das Räteystem“. Dann wird geklagt, mit der antireligiösen Arbeit beschäftigte sich niemand. Alles, was geschehen sei, sei ein am 24. Dezember gehaltenes, gegen die Feier des Weihnachtsfestes gerichteter Vortrag. Das sei natürlich zu wenig. — Diese Zuschriften an den „Besboschnik“ sind nichts als eine einzige Klage und Anklage, daß Religion, Glaube und Kirche immer noch nicht ausgerottet sind, im Gegenteil neues Leben zeigen.

Das gläubige russische Volk hofft auf die Erlösung von der Herrschaft des Antichrist. Sein Glaube ist unerschütterlich. Auch unter den Völkern des nahen Ostens und Südostens ist die Ueberzeugung verbreitet, die Welt stehe unter der Herrschaft des Antichrist. Es sei die Zeit der harten Prüfung und Buße, bis das Reich Gottes eines Tages anbreche. Unter diesem Aspekt gewinnt der Glaube andere Gestalt, andere Vorstellungen. Die Zeit der Propheten, der Prediger, der Wunder und Zeichen ist angebrochen. Ein religiöses Leben neben der Kirche entwickelt sich. Der erste Fanatismus in einer Art von Märtyrereifer zeigt sich, die bekennen und für Christus Blut und Leben opfern wollen. Die unterdrückten Minderheiten an der Ostgrenze Polens sehen in den Polen die Diener des Antichrist, wie die Russen in den Bolschewisten — und es vermengt sich bereits der nationale mit dem religiösen Fanatismus.

Die Arbeit Roms im Osten

Hier hat bereits Rom mit seiner Arbeit eingesetzt. Es sieht den Boden bereitet für die große Aufgabe, die es seit dem Schisma von 1054 — der Abtrennung der byzantinischen von der römischen Kirche — sich gestellt: die Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts besteht und arbeitet die päpstliche Kongregation für die orientalischen Kirchen. Nicht ohne Erfolg, denn im Laufe von vier Jahrhunderten gelang es, eine ganze Anzahl der orientalischen Riten mit dem Heiligen Stuhl zu unieren. In fünf großen Riten sind diese 3. T. uralten Splitterkirchen zusammengefaßt: dem alexandrinischen, armenischen, antiochinischen, byzantinisch-griechischen und chaldäischen Ritus. Das war ein Anknüpfungspunkt, ein Übungsfeld, mehr nicht. Jetzt, nach Zerschlagung der orthodoxen russischen Kirche wird mit einem Male der Weg für das ganze Missionswerk frei. Bereits Ende 1917, sofort nach dem Sturz der Zarenherrschaft, übernahm der Heilige Stuhl selber die Leitung der höheren orientalischen Institute und gründete das päpstliche Institut für orientalische Studien mit dem Auftrag der „Erforschung der orientalischen Kirchen“. Leiter dieses Instituts wurde der Jesuit d'Herbigny. Von Moskau aus trat er im Winter 1921/1922 mit

Lenin in Verbindung! Allerdings ohne Erfolg. Am 20. Juni 1926 setzte der jetzige Papst, Pius XI., die „Päpstliche Kommission für Rußland“ ein und unterstellte sie der Kongregation für die Angelegenheiten der orientalischen Kirche. D'Herbigny wurde zum Leiter dieser Kommission bestellt. Er war inzwischen zum Bischof geweiht worden. Im April 1930 erklärte Papst Pius XI. die Pro-Russia-Kommission als autonom, mit d'Herbigny als Vorsiehenden. Sie wurde in den Vatikanischen Palast gelegt und arbeitet unter starker persönlicher Förderung des Papstes.

Ihre Arbeit vollzieht sich in aller Stille. Nach zwei Richtungen. Einmal hält, sucht und erweitert sie Verbindungen zu den katholischen Gemeinden in Rußland, von der Ostgrenze Polens aus. D'Herbigny hat oftmals die russische Grenze überschritten, um drüben im Geheimen Priester und vielleicht auch Bischöfe zu weihen; wohl auch Männer, die keine theologischen Studien absolviert haben. In Notzeiten gilt der Befehrer, nicht der Theologe. Dann bereitet die Pro-Russia-Kommission die direkte Missionsarbeit für das orthodoxe Rußland vor. Sie hat bereits mit der praktischen Arbeit begonnen. In dem Kloster Aberdyn an der polnischen Ostgrenze haben die Jesuiten schon den Ritus für die neue russisch-katholische Kirche geschaffen, einen byzantinisch-slawischen Ritus, der in der äußeren Form den russisch-orthodoxen Ritus vollkommen übernahm. Die Jesuiten gehen gekleidet wie die Popen, tragen langes Haar und Bärte. In der Kirche ist wie bei der orthodoxen der Altarraum vom Raum für die Gläubigen abgesondert, die Tür wird während der Wandlung geschlossen. Auf dem Altar steht das griechische Kreuz. Die Messe wird nicht in lateinischer, sondern in altslawischer Sprache gelesen. Das Abendmahl wird mit dem Löffel gereicht und die Gläubigen empfangen es nach orthodoxem Ritus, stehend und mit über der Brust gekreuzten Armen. Das Kreuzzeichen wird von rechts nach links gemacht und die Gläubigen begrüßen sich mit dem Friedensfuß. So genau der orthodoxe Ritus des Gottesdienstes beachtet ist, die Priester im Popengewand lesen doch die Heilige Messe, und während des Gottesdienstes ruft ein Priester den Gläubigen mehrere Male zu: „Lasset uns beten für den allerheiligsten Weltpatriarchen Pius, Papst zu Rom, und für den Bischof.“

Dieser neue Ritus soll die Brücke sein, die orthodoxen russischen Völker für die neue russisch-katholische Kirche zu gewinnen. Als Groteske sei vermerkt, daß der Vatikan wegen dieses neuen Ritus mit der polnischen Regierung in scharfen Konflikt geraten ist. Die Jesuiten in Aberdyn haben nämlich bereits mit der praktischen Missionsarbeit bei den orthodoxen Weiß-Ruthenen in Polen begonnen. Polen aber will die Ruthenen polonisieren. Eine eigene Kirche der Ruthenen, gleich ob orthodox oder russisch-katholisch, müßte diese Polonisierungspläne durchkreuzen. Denn wo Volkstum und Kirche gemeinsam dem Herrenvolk entgegenstehen, scheitern alle Entnationalisierungsversuche; die Polen wissen sehr genau aus der Zeit der russischen Herrschaft, daß es in erster Linie ihr katholischer Glaube war, der sie vor der Russifizierung schützte. Es kam wiederholt zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Warschau und dem Vatikan, besonders auf ein Buch hin, das Ende 1932 in Warschau erschien „Der Weg Roms nach dem Osten“. Der Warschauer Kardinal verbot es den Gläubigen sofort. Darauf erklärte ein Führer der Regierungspartei den Zeitungen, der neue Ritus und der Versuch, die Weiß-Ruthenen dafür zu gewinnen, seien für Polen untragbar. Sehr scharf war die Antwort des Papstes. Er ließ durch den Bischof von Podlachien erklären, derjenige sei kein guter Katholik, der gegen die Unionstätigkeit der katholischen Kirche aufträte. Die Kirche könne es nicht dulden, wenn sich ihre Gläubigen zum Richter aufwerfen wollten über

Methoden, die sie anwende, um die Wiedervereinigung der russischen Kirche mit der katholischen herbeizuführen. Jedenfalls scheint der Vatikan entschlossen, sich sein Missionswerk durch die polnische Nationalisierungspolitik nicht hemmen zu lassen.

Im übrigen ist damit zu rechnen, daß es bald zu Verhandlungen zwischen Moskau und dem Vatikan kommt. Es ist wohl in der letzten Zeit verschiedentlich zur Zählungsnahme gekommen; das läßt sich aus verschiedenen Anzeichen entnehmen. Katholische Geistliche sind von den Sowjets aus der Haft entlassen worden, im „Osservatore Romano“, dem Blatt des Vatikan, fehlt in letzter Zeit die ständige Spalte, in der über Verfolgung der Religion und Priester in Rußland berichtet wird. Rußland sucht zur Zeit Anschluß an die Weltmächte. Was in diesem Rahmen für Moskau die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit dem Vatikan bedeuten würde, liegt auf der Hand. Es erscheint heute durchaus nicht mehr ausgeschlossen, daß Rußland Rom freie Hand gibt für sein Missionswerk. (Eben haben die Sowjets den ersten Schritt in dieser Richtung getan. Bei dem Anerkennungsvertrag mit U. S. A. standen sie amerikanischen Staatsbürgern in Rußland freie Religionsausübung zu!) Bischof d'Herbigny hat in einem Gespräch mit Pressevertretern versichert, die Kirche würde bei Erfüllung ihrer Forderungen — freie Ausübung des Kultus, Einstellung der Gottlosenpropaganda von Staats wegen — sich verpflichten, in keiner Weise sich an sowjetfeindlichen Bestrebungen zu beteiligen, und sie werde ihre Priester zu loyaler Mitarbeit im Staate anhalten. Hier zeichnet sich ohne Frage der Weg, vielleicht zuerst nur zu einem *modus vivendi*, ab. Der Vatikan jedenfalls ist gerüstet, mit seiner Missionsarbeit sofort zu beginnen. In Rom wie an der polnischen Ostgrenze stehen die Missionspriester bereit.

Christentum als revolutionäre Parole des Panslawismus

Der „Weg Roms nach dem Osten“ kann vielleicht von säkularer Bedeutung werden. Der Fürstprimas von Polen, Kardinal Glond, der große Volkstümlichkeit besitzt und der „slawische Kardinal“ genannt wird, hat in einer Unterredung mit dem Hauptschriftleiter der (inzwischen von der tschechischen Regierung verbotenen) slowakischen Zeitung „Slowo“ die Perspektiven dieser Entwicklung umrissen. Sie sind sehr aufschlußreich. Kardinal Glond erklärte: „Es ist meine tiefe Ueberzeugung, daß eine Zeit kommt, in welcher das Slawentum eine historische Rolle spielen wird. Die erste Bedingung des Erfolges ist die gegenseitige Annäherung und das Sichkennenlernen der Slawen. (Der Weg dafür ist bereits beschritten durch den Abschluß des Paktes zwischen Moskau, Polen und den anderen Randstaaten.) Die zweite — die Vorbereitung einer Elite, die alle slawischen Völker auf diese Rolle vorbereitet. Die dritte — die christliche Weltanschauung, die alle Slawen zu einem Ganzen vereinigt. Ich glaube wirklich an eine glänzende Zukunft des Slawentums!“ Auf eine kurze Formel gebracht ist das nichts anderes als die Idee eines neuen Panslawismus auf neuer Grundlage, einer religiös-politischen Grundlage. Und die „historische Rolle“ dieses geeinten Slawentums? Die christliche, d. h. christ-katholische Erneuerung des Abendlandes. Das aber ist gleichbedeutend mit der Mission, vor allem das in seinen religiösen und politischen Fundamenten erschütterte atheistische Mitteleuropa vom Osten her zu reformieren: in einem Kreuzzug gegen die modernen Ungläubigen und Heiden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Väter dieser neuen panslawistischen Pläne nicht nur religiöse Ziele sehen, sondern auch politische Folgerungen ziehen wollen: mit der Re-Christianisierung Mitteleuropas und dem Einbruch des slawischen Geistes soll die slawische Vorherrschaft in Europa Hand in Hand gehen.

Diese Entwicklung würde natürlich auch eine gewaltige Machtsteigerung der katholischen Kirche zur Folge haben. Denn die Unionsbestrebungen Roms richten sich nicht nur auf den Raum der orthodoxen russischen Kirche. Die zwischengelagerten orthodoxen Kirchen würden mit ergriffen werden. Schon jetzt zeigt sich bei der jüngeren orthodoxen Geistlichkeit, z. B. in Rumänien und Jugoslawien, eine starke Bewegung für die Union. Auch die noch weiter südöstlich gelegenen Kirchen sind davon berührt. Kürzlich versicherte der öumenische Patriarch von Konstantinopel, Photios II., wenn das Oberhaupt der katholischen Kirche, kraft seines Primates, ein allgemeines Konzil zum Zwecke der Union einberufen werde, so würden die orthodoxen Kirchen diesem Ruf bestimmt Folge leisten! Allerdings stellte der Patriarch die Bedingung, der „Erzbischof von Rom“ müsse alles, was die römisch-katholische Kirche seit dem Schisma (1054) an Dogmen geschaffen habe, diesem Konzil zur Entscheidung vorlegen. Nur das, was dieses allgemeine Konzil bestätige, würden die orthodoxen Kirchen annehmen. In dieser Form ist die Bedingung für Rom nicht annehmbar, aber ein wachsender Verständigungswille könnte Formalismen beseitigen; zumal der Vatikan in der Praxis gezeigt hat, daß er die Riten der verschiedenen Kirchen nicht anzutasten gedenkt.

Diese Pläne und Möglichkeiten können heute nicht einfach als Utopie abgetan werden. Man muß sich schon die Folgen einer solchen Entwicklung überlegen. In erster Linie sollte dies das protestantische deutsche Volk tun. Das um so mehr, als jetzt schon klar erkennbar ist, wie die evangelischen Kirchen in den slawischen Randgebieten — Polen, Litauen, Lettland usw., soweit sie Slawen umfassen, stärkste Zerfallerscheinungen zeigen, besonders in Polen und Litauen. Dieser Protestantismus unter den Slawen, der stärkste Wegbereiter für den deutschen Kultureinfluß, ist das Werk Luthers. Zu seinen Schülern an der Universität in Wittenberg zählten zahlreiche Polen, Litauer, Letten, Finnen und andere, mit denen er später in dauernder Verbindung blieb. Die zahlreichen evangelischen Gemeinden in Kongreßpolen, Litauen und bei den anderen Ostvölkern sind die Früchte dieses persönlichen Einflusses. Sie haben allen Wandel der Zeiten überstanden. Bis jetzt. In den letzten zehn Jahren hat die Zersetzung begonnen, ein Werk des radikalen Nationalismus. Mit dem Zerfall dieser Vorposten wird der Raum des deutschen Protestantismus, des germanisch geprägten Christentums, verengt und gefährdet. Es wäre müßig, mehr zu sagen. Wer Augen hat zu sehen, der erkennt die Tendenz der ganzen Entwicklung, die in der revolutionären christlichen Bewegung und Wandlung dieser Zeit spürbar ist.

Ernst Schröder

Deutschland und Skandinavien

Eine europäische Schicksalsfrage

I.

Wenn in den nachstehenden Ausführungen ein Problem angeschnitten wird, das nicht nur Nordeuropa, sondern ganz Europa angeht, dann geschieht es, weil es nötig ist, nicht schweigend eine Gefahr an sich herankommen zu lassen, sondern offen und klar Dinge zu nennen, die durch keine Dialektik weggeleugnet werden können.

Wir sind — zumal in Norddeutschland — gewohnt, den skandinavischen Völkerkomplex als verwandt an Rasse und infolgedessen auch in geistiger Beziehung zu be-

trachten. Das ist richtig. Aber die daraus folgenden politischen Folgerungen berühren wir ungern, teils weil die Schwierigkeiten bekannt sind, die nordische nationale Denkart in eine fruchtbringende Verbindung mit Mitteleuropa zu bringen, teils weil wir gewohnt sind, die Entwicklung der Dinge gerade in Nordeuropa auf uns zukommen zu lassen, ohne aktiv einzugreifen. Die außenpolitische Haltung des Deutschen Reiches dem Norden gegenüber hat Alfred Rosenberg vor Ostern umrissen, unter Einbeziehung des deutsch-dänischen Grenzproblems, des ungelösten Nationalitäten Gegensatzes, der auf eine über tausendjährige Dauer zwischen dem Norden und dem Süden zurückblickt. Es ist kein Zufall, daß sich der Norden als mehr oder weniger geschlossene Einheit hinter die Grenze in Schleswig stellt, nicht nur geistig, sondern auch nationalpolitisch und staatspolitisch. Man wird dabei geschichtliche Erinnerungen zu beachten haben, vor allem aber die positive Einstellung der Politik Englands, die auf längste Sicht arbeitet.

Man übersieht bisweilen jene Kräfte in anderen Ländern, die man deshalb leicht nehmen möchte, weil sie sich in aller Stille auswirken. Als Alfred Rosenberg vor Ostern das deutsch-dänische Verhältnis in seiner politischen und geistigen Struktur darlegte, wurden fast gleichzeitig die englisch-dänischen Wirtschaftsverhandlungen beendet, die trotz hochgespannter dänischer Erwartungen für die dänische Landwirtschaft (und Dänemark ist Agrarstaat) ein für Dänemark relativ günstiges Ergebnis brachten; man konnte in Dänemark jetzt wieder für drei Jahre aufatmen. Dänemark hatte sich dafür auf drei Jahre zu weitgehendem Einkauf in England verpflichtet: 80 Prozent des Kohlenbedarfs, Stahl, Eisen, Textilwaren usw.; das Brückenprojekt über den Storsström wird mit englischem Kapital, englischem Material und englischer Arbeit durchgeführt, obwohl es sich um ein dänisch-deutsches Verkehrsproblem handelt und obwohl der Brückenbau über den Kleinen Belt zeigt, daß sich dort die deutsch-dänische Zusammenarbeit bestens bewährt hat. Für das Elektrizitätswerk Kopenhagen sind Generatoren, Turbinen usw. aus England bezogen (mit Flaggen und Girlanden geschmückt kamen die das Material bringenden Eisenbahnzüge in Kopenhagen an!). Das Kabinett Stauning hat, innerpolitisch dänisch gesehen, durch den glücklichen Abschluß der Grönland-Frage und der englisch-dänischen Verhandlungen eine — vom Kabinett aus betrachtet — nötige Festigung erfahren. Innerpolitische Entwicklungen vollziehen sich in Dänemark langsam und in gemäßigten Formen. — In Schweden geht man mit dem Plan um, eine englische Handelskammer zu gründen. — Um weiter anzudeuten, was vorgeht, darf man auf folgende Tatsachen hinweisen, welche die Entwicklung der letzten Monate beleuchten: neben dem englisch-dänischen Wirtschaftsabkommen sind zu verzeichnen schwedisch-englische Handelsverhandlungen, norwegisch-englische und endlich finnisch-englische Wirtschaftsverhandlungen. Vor der Verwirklichung steht ferner der seit Jahren betriebene Plan der schwedisch-englischen Fährre. In Finnland wird im September eine englische Woche abgehalten, England faßt Fuß auf dem für uns wichtigen finnischen Markt.

Die wachsende Festigung des skandinavischen Zusammengehörigkeitsgefühls, das man bei uns nicht hinreichend ernsthaft betrachtet, und zwar wegen der nicht zu leugnenden auseinanderstrebenden Kräfte innerhalb der nordischen Staaten und Länder, darf weiter als ein Zeichen gedeutet werden, das uns zu Wachsamkeit zwingen muß, ohne andererseits diese Entwicklung zu überschätzen.

Man erkennt aber aus den aufgeführten Tatsachen, welche energische Zielsetzung hinter der englischen Propaganda und hinter den beträchtlichen Erfolgen der englischen Handelspolitik steht. Das mußte zu denken geben. Als erfreulich darf demgegenüber festgestellt werden, daß die Reichsregierung mit Klarheit die hier zur Erörterung stehende Problematik erkannt und aufgegriffen hat. Die finnisch-deutschen Verhandlungen führten zu einer bedeutsamen Klärung und Entspannung; hinzu kamen die deutsch-dänischen Wirtschaftsverhandlungen mit informatorischem Charakter.

II.

Die Stimmung in den nordischen Ländern konnte man mit „abwartend, aber nicht kühl“ bezeichnen. Der Norden ist wie das neutrale Ausland überschwemmt mit „Glücklingen“ aus Deutschland; deren Wirken war spürbar. Im gesund empfindenden Norden ringt sich dennoch schneller als anderswo die Wahrheit über die Verhältnisse in Deutschland durch. Durch die in Wort und Schrift brennend gewordene Behandlung der schleswigischen Grenzfrage, die zwischen dem Norden und uns steht, entstanden Verstimmungen. Es gilt hier offen zu sprechen; der deutsche Standpunkt in der Grenzfrage ist bekannt, zu vertuschen, zu verschweigen, zu beschönigen gibt es hier nichts. Die katastrophale Entwicklung der landwirtschaftlichen und infolgedessen überhaupt wirtschaftlichen Lage in Nordschleswig, des Landes, das auf Grund des Versailler Diktats von Preußen-Deutschland losgetrennt und in Dänemark einverleibt wurde, ohne daß Dänemark am Weltkrieg beteiligt gewesen wäre, hat im Laufe des letzten Jahrzehnts hoffnungslosester Betrachtungen über die dringend nötige Abhilfe der Not in jenem Landesteil immer wieder die Gedanken auf Möglichkeiten größeren Stils im nordeuropäischen Raum gelenkt. Nordschleswig ist ein kleiner, man hört immer wieder, unbedeutender Landesteil; gewiß soll man sich — bei Betrachtung des Ganzen — vor Ueberschätzungen hüten. Nordschleswig aber ist der Scheitel- und Angelpunkt des deutsch-dänischen und auch deutsch-nordischen Einvernehmens oder Mißverständnisses. Nordschleswig ist für Dänemark und den Norden fast dasselbe, was für Frankreich Elsaß-Lothringen ist. Das ist nicht aus dem Auge zu verlieren. Ob sich vom deutschen Standpunkt Parallelen in solcher Weise ziehen lassen, soll hier nicht erörtert werden. Sicher liegen die Verhältnisse verschieden, schon durch die Betonung der russischen Momente, aber auch anderer, die auf dem Gebiet der Völkerpsychologie liegen. Es mischen sich in solche Betrachtungen Probleme, wie das des Ostseeraumes, des Zugangs zum mare balticum usw., nicht zu reden von der Riesenproblematik west-östlicher, d. h. englisch-russischer Lagerung.

In der außenpolitischen Lage, in der sich das Deutsche Reich befindet, ist man in erhöhtem Maße verpflichtet, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Der nach dem verlorenen Krieg aufgetauchte Gedanke des Kanalstaates (Schleswig-Holstein mit dem Nord-Ostsee-Kanal unter englischer Oberhoheit oder als internationales Gebiet) ist Hirnspinnst geblieben. Aber der fast fertige Plan lag vor und wurde auch in England stärker erörtert, als man gemeinhin annimmt. Daß man vom ultra-dänischen Standpunkt aus diesen Plan gedanklich förderte, einmal um größere Gebietsabtretungen zu erzielen (bis zur Linie Kiel—Rendsburg—Elbemündung), andererseits um unter den nachbarlichen Schutz des englischen Weltreiches zu gelangen, läßt die verlockenden dänischen Aussichten zur Verwirklichung eines solchen Projektes nur wahrscheinlicher werden. Aus diesem Plan ist nichts geworden. Die gemäßigte Richtung der dänischen Politik, beraten in den Jahren 1919 bis 1920 vom Chef der Internationalen Kommission in Glensburg, dem Engländer Marling, und vom dänenfreundlichen Generalsekretär Bruce, siegte, man verzichtete sogar auf die Stadt Glensburg, des „Kampfes Ziel“, und zog die neue Grenze, das ehemalige Herzogtum Schleswig (das früher bei selbständiger Verwaltung in Personal-Union mit Dänemark lebend) zum erstenmal in der Geschichte des Landes teilend, nördlich dieser alten Handelsstadt, die vor dem Kriege stolz die größte Tonnagenzahl der preußischen Ostseehafenstädte verzeichnete, während sie jetzt, nachdem sie größtenteils ihr natürliches Ausland, nämlich Nordschleswig, verloren hat, schwer ringt und kämpft. Es ist doch wohl so, daß man dänischerseits, in westeuropäischen Gedankengängen lebend oder doch ihnen stark zugeneigt, gern sieht, daß das schleswigische Problem zu einem skandinavischen Problem wird, hinter dem schützend der ganze Norden steht — ein europäischer Widerspruch. Deshalb Widerspruch, weil verwandte Völker, auf-

einander natürlich angewiesene Staaten durch ein von Dänemark künstlich vergrößertes, an sich natürliches, uraltes Nationalitätenproblem getrennt werden. In der Politik spielt das Wort „Isolierung“ eine große entscheidende Rolle. Dem Norden gegenüber aber darf von uns aus das Wort „Isolierung“ nicht einmal von ferne auftauchen. Deshalb wäre es Aufgabe, mit diesem gesamten Norden (Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland) unter Einfluß der wirtschaftspolitischen, kühlen Tendenz Englands in ein Verhältnis zu gelangen, das wirtschaftlich Lust gibt, und zwar, soweit möglich, allen Kontrahenten: Deutschland, England, dem Norden — ein Verhältnis, das staats- und weltpolitisch eine Tatsache bedeuten würde, das Nordeuropa ein besonderes Gesicht geben würde, in sich schließend die Möglichkeit, auf vertrauensvoller Grundlage zur Mitarbeit an den politischen Weltproblemen bereit zu werden.

III.

Steht dem die Schleswig-Frage entgegen? Nein! Es wäre unmännlich, unritterlich, ja, für Schleswig-Holstein unerträglich, dieses Problem als im Wege stehend zu betrachten. Hier ist eine Frage kulturellen, geistesgeschichtlichen Wettstreites, wie ein solcher, wo verwandte Völker aneinander grenzen, nicht nur Natur, sondern Notwendigkeit und Gesetz ist. Dabei ist eine gegenseitige geistige Saltung Voraussetzung, die den Gegner zu achten sich bemüht. Aus der Schleswig-Frage kann man lernen, daß die Kraft eines großen und starken Volkes, nach Naturgesetzen sich ausdehnend, vorwärts strebt. Wir vergessen leicht, daß die Grenze des dänischen Königreiches vor noch nicht hundert Jahren nicht bei Glensburg, sondern vor Hamburgs Toren lag. Ist das ein Rückschritt? Und man begreift bei solcher Betrachtungsweise — das Eigenleben schleswig-holsteinischer Geschichte hierbei nicht berücksichtigend — daß es im dänischen Volk Kräfte gibt, die diese Entwicklung nicht vergessen können und im Unterbewußtsein von der einstigen Größe des dänischen Königreiches träumen und diesen Zustand zurückwünschen. Man muß völkerpsychologisch in ruhiger Erwägung den Dingen auf den Grund zu gehen versuchen, um dann, nach klarer Aufdeckung der Ziele und Möglichkeiten, die Stosskraft zu gewinnen zur nationalen Behauptung, zur Schaffung jener inneren Front geschlossener Kraft, die im großen wie im kleinen alle Möglichkeiten erschöpft, um Volk und Nation im Ringen der Völker bestehen zu lassen. Das ist der Sinn des Kampfes der Nationalitäten im Grenzlande Schleswig; und diese Auseinandersetzung muß bei der Gestaltung des deutsch-nordischen Verhältnisses einbezogen werden.

Der Nationalitätenkampf in Schleswig ist mehr und gehobener als ein „Streit“ um eine staatliche Grenze; er ist eine (bisweilen freilich kleinlich erscheinende, vom Tageskampf und Zeitungsgeraschel erfüllte) Auseinandersetzung, bei der sich die Gegner, die nicht Feinde sind, messen; es ist ein einzigartiges Ringen, das dadurch seine erhöhte Schwierigkeit und Kräfte freimachende Bedeutsamkeit erhält, daß die sonst an den Grenzen trennenden Merkmale der Sprache, Weltanschauung, Rasse fehlen. Hieraus ergaben sich die langsam in schwerem Kampf erzielten Erkenntnisse der Minderheitenrecht-Problematik, die in der Schleswig-Frage systematisch und grundsätzlich erstritten und erprobt worden sind. Den Komplex der nordeuropäischen Zusammengehörigkeit „stört“ die Schleswig-Frage nur, wenn es „taktisch“ erforderlich scheint, wenn „man“ es wünscht; im Ernst nicht. Uns schwebt eine aktive deutsche Nordeuropa-Politik vor, die geistig und wirtschaftlich den Staaten- und Völkerfranz im Norden bindet zu gemeinsamen Zielen, gegenseitiger Befruchtung, wirtschaftlicher Belebung, zum Austausch geistiger und materieller Güter auf vertrauensvoller Grundlage. Deutschland ist natürliches Absatzgebiet und industrieller Exporteur für den Norden gewesen. Die ausschließlich dänisch-(nordisch-)englische Verbindung, mit westeuropäischem Geistesgut getränkt, ist unnatur; die Initiative für diese Entwicklung liegt nicht allein in Dänemark

noch überhaupt im Norden. Bei Verwirklichung der aktiv und konsequent durchgeführten, planmäßig erarbeiteten, langfristigen Zielsetzung nordeuropäischer Politik, bei der Querschläger von dritter Seite reichlich auftreten werden, wird die schleswigsche Grenzfrage im schleswig-holsteinischen Sinn gefördert, der Rationalitätenkampf wird, wie man es ständig fordert und der germanischen Sinnesart entspricht, in ritterlicher Freiheit als geistiges Ringen sich auswirken, im Rahmen des nordeuropäischen Raumes — dann nicht mehr störend, sondern verbindend und Kräfte freimachend zum Segen der nordeuropäischen Kultur, in deren Herz Deutschland liegt.

IV.

Der vorstehende Aufsatz wurde im Mai 1933 geschrieben. Er wurde von der Schriftleitung mit Rücksicht auf die Entwicklung der Dinge zurückgestellt; dafür ist der Verfasser dankbar. Denn die deutsch-nordische Debatte hat, wie vorauszu sehen war, an Umfang stark zugenommen, so daß es wünschenswert erscheint, hierzu ein Wort zu sagen.

Zum Ausgangspunkt der Debatte:

Die Schleswig-Frage, in den Versailler Vertrag aufgenommen, ist seit dem Frühjahr zunächst als lokales störendes Grenzproblem in der dänischen Presse erörtert worden; auf dänisches Betreiben hin schaltete sich die schwedische, norwegische, ja finnische Presse ein. Es gelang den dänischen Initiatoren sogar, die große englische und französische Presse zeitweilig zu interessieren. Man darf dies als Glied der deutschfeindlichen Propaganda im Auslande betrachten und werten. Dadurch aber wurde die Grenzfrage zu einem „Ostseeproblem“ umgebildet, indem man den Eindruck zu erwecken verstand, daß die deutsch-dänische Grenze „unmittelbar bedroht“ sei, und zwar von Schleswig-Holstein her! Im höheren Sinne hat das Versailler Diktat erreicht, was es wollte: daß die schleswigsche Grenzfrage als Quelle dauernder deutsch-nordischer Mißstimmung wirkt. Sie soll ein, wenn auch geistiges, Streitobjekt darstellen. Die Zahl dänischer, schwedischer, norwegischer Presseerzeugnisse zur Grenzfrage wurde übergroß. Man spürte die systematische Arbeit dänischer Politiker, die im Einverständnis offenbar mit englischen und französischen Politikern nicht nur die Lösung der Grenzfrage von 1920 zu verewigen, sondern darüber hinaus eine Trübung des deutsch-nordischen Verhältnisses zu erreichen suchten — ein Unterfangen, zu dessen Begründung die naturnotwendige Ventilation der Idee der nationalsozialistischen Weltanschauung im losgerissenen Landesteil Nordschleswig herangezogen wurde, während in Wahrheit die katastrophale Wirtschaftsnot des einverleibten Landesteiles, ganz abgesehen von dem Gefühl innerer Verbundenheit der deutschen Volksgruppe mit dem Mutterlande, gerabezu nach Erlösung schreit. Denn alle reichsdänischen Maßnahmen zur Behebung der Wirtschaftsnot waren, wie sich zeigte, ein Tropfen auf den heißen Stein. Mit behelfsmäßigen Maßnahmen läßt sich eine derartige Not, die vielfältige Quellen hat, nicht beheben. Neben dieser Wirtschaftskatastrophe besteht unverändert der nationale Gegenjah in der Form des national-kulturellen geistigen Wettstreits, der allerdings — auf der Grundlage der bäuerlichen Not — zu starken deutschen Erfolgen auf kulturellem Gebiet geführt hat, Erfolgen, die der Stärke der deutschen Volksgruppe entsprechen.

Aber neben der grenzpolitischen Debatte, bei der durch eine weitere Rede Alfred Rosenbergs in Glensburg (Oktober 1933) die deutsche Haltung charakterisiert wurde, bildeten die außenpolitischen Ereignisse, der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, die Veranlassung zu erneuter Ueberprüfung der Gesamtlage. Die Versuche des dänischen Ministerpräsidenten Stauning, eine in der Zweckbestimmung unklare skandinavische Einheitsfront zu erzielen, ließen mit Deutlichkeit das Widerstrebende der im Norden arbeitenden Kräfte erkennen; durch die Parlamentswahl in Norwegen wurde diese Lage nicht erleichtert. Die nordischen Stimmen beschäftigten sich mit allen Fragen des Tages

und Europas. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die dänische Arbeit im Norden gewisse Ergebnisse erzielt hat; auch die Beurteilung der allgemeinen Lage trägt andeutungsweise in der Behandlung der schwedischen Presse, bei aller Betonung selbständiger Haltung, den Anstrich der Beeinflussung, jedenfalls der Unfreiheit. Hinzu kommt die unleugbare Tatsache, daß der Lügenfeldzug, der in der nordischen Presse mitgemacht wurde, einer, wenn auch nur widerstrebend ruhigeren Betrachtung Platz gemacht hat, wobei Rückfälle oder Ausnahmen möglich sind. Der deutsche Standpunkt in der europäischen Politik ist eindeutig. Freiheit und Gleichberechtigung sind die Grundpfeiler deutscher Forderungen, für die man im Norden Verständnis aufbringen müßte und auch Verständnis aufbringen kann. Es ist auch immer wieder daran festgehalten, daß Deutschland amtlich und nichtamtlich hinreichend Beweise dafür gegeben hat, daß es den Weg des Friedens zu gehen gewillt ist. Wenn man dafür im Norden kein Verständnis aufbringt, wofür in aller Welt will man dann Verständnis aufbringen?

Inzwischen hat das deutsche Volk zum Ausdruck gebracht, daß es in seiner Ganzheit die Politik der Reichsregierung vollkommen sich zu eigen gemacht hat, was wir in Deutschland lange wußten, was man aber z. B. im Norden nicht glaubte, wo man einen Unterschied zwischen Volk und Reichsregierung festzustellen bemüht war. Die deutsche Politik steht jetzt als eine Kraftquelle da, mit der auch der Norden zu rechnen hat. Es ist nicht so, daß Deutschland am Scheidewege steht — der Norden hat als Ganzes Stellung zu nehmen zu der veränderten Lage. Hier darf eingeschaltet werden, daß Dänemark Ende Oktober eine starke Erschütterung in seinem Verhältnis zu England durchmachte, eine Erschütterung, die in Dänemark tiefere Folgen zeitigte, als man wahr haben will, wie überhaupt zwischen tatsächlicher Meinung des Volkes und der Völker im Norden und der Presse der Länder ein Unterschied vorhanden ist, den wir kennen und würdigen. Die Bahn ist frei für eine aktive Politik auch in Nordeuropa.

Max Sauerlandt

Die Brücke zur lebendigen Kunst

Mit der Betrachtung des künstlerischen Lebenswerkes Emil Nolde's und der Künstler der ehemaligen Dresdner Künstlervereinigung „Brücke“, Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff, Erich Heckel, Max Pechstein, Otto Mueller, treffen wir auf den Kern des Problems der Geltung und Bedeutung der gegenwärtigen deutschen Kunst: gibt es heute oder gibt es seit der Epoche des französisch-europäischen Impressionismus überhaupt noch eine deutsche Kunst, wert dieses Namens, eine Malerei, bedeutend genug in und durch sich selbst, um der Malerei vergangener Zeiten an die Seite gestellt zu werden?

Diese Frage ist nicht nur gestellt, sondern verneint worden, so seltsam und unbegreiflich es für jeden klingen muß, der das geistige und künstlerische Leben seiner Zeit seit einem Menschenalter aus seinen Quellen miterlebt hat.

Meier-Graefe hatte allerdings in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Norden, in Munch die Quelle der Erneuerung auch für die deutsche Kunst mit richtigem Instinkt erkannt; als aber die Brunnen dann ein Jahrzehnt später in Deutschland selbst aufbrachen, war ihr frisches Quellwasser dem Alternden — ebenso wie dem alternden Lichtwarf — doch zu jung, zu stark. Er wurde zum Lobredner der Vergangenheit, bis

heute Verkünder und Verfechter des französischen Impressionismus, mit dem ihm das Ende gekommen schien — trotz van Gogh.

Schon vor dem Kriege hat er ausgesprochen: Europa treibe einem Zeitalter der Barbarei entgegen. Er zieht den Vergleich mit der Epoche des Julianus Apostata: „Julian suchte gewaltsam die Völker zum Schönen zu bekehren, stellte die Altäre wieder her und zwang die zügellose Mengen zu freudlosen Opfern. Er ging unter. Wollte heute ein Fürst und wäre er der Beherrscher eines Weltreichs, die Völker dem Materialismus entreißen, würde es ihm nicht anders ergehen.“ („Wohin treiben wir?“ S. 114.)

Es ist das gewiß ein Vergleich von pikantem Reiz. Aber was ist „das Schöne“? Sind Schönheit und Idealismus korrespondierende Tatsachen?

Nach dem Kriege, unter dem verwirrenden Eindruck der trüben Welle eines expansiven Expressionismus aus zweiter Hand, in dem sich die durch ein und ein halbes Jahr aufgestaute und zurückgedrängte Kraft und Sehnsucht, mit den Schreckenserlebnissen des Krieges verbunden, gewaltsam entlud, mehren sich die Stimmen.

Bei Oswald Spengler kann man das in seiner Ungerechtigkeit und Maßlosigkeit wahrhaft groteske Urteil lesen: „Was heute als Kunst betrieben wird, ist Ohnmacht und Lüge, die Musik nach Wagner so gut, wie die Malerei nach Manet, Cézanne, Leibl und Menzel“ (Untergang des Abendlandes I., S. 397). Und der vereinsamende Liebermann äußert sich in seinem urwüchsigen Berlinisch: „Ich finde die heutige Malerei dämlich. Nachwuchs? Ich sehe keinen. Von den jungen Franzosen gefällt mir Braque und“ — aber eines zweiten Namens kann er sich schon gar nicht mehr erinnern.

Aber auch andere, die es besser wissen könnten, besser wissen müssen, urteilen nicht anders. Nur eine Probe noch: „Die geistigen und künstlerischen Moden dieses Jahrzehnts (1920—1930!) — Expressionismus und Jazz, Schwarmgeistererei und neue Sachlichkeit — sind schon längst verwelkt und verscharrt.“ (Ernst Robert Curtius, Deutscher Geist in Gefahr. 1932.) Weiß Gott! Deutscher Geist in Gefahr!

Aber wir?

Wir leben, und die Jüngeren unter uns, diese zur Macht aufgerufene Jugend, sie hat ja ihr eigentliches Leben erst vor sich.

Aus dieser einen unbestreitbaren Tatsache unserer lebendigen geistigen Existenz, als der „ersten aller Eigenschaften“, wächst uns der Glaube zu. Denn wir sind in uns selbst dessen gewiß, daß dieses unser Leben, daß diese „Existenz“ selbst ein Schöpferisches ist, ein Neuwerden in beständiger Metamorphose, das Leben ohne Geist nicht einmal gedacht werden kann.

Und wir wissen darum auch, daß, weil die Wirkung des Geistes mit der Existenz selbst gegeben ist, auch die Kunst, als das sichtbare Spiegelbild des Geistes, fortbestehen muß.

Frägt sich nur, wo und in welcher, vielleicht tieferen Schicht des Lebens und in welcher vielleicht in ihrer Bedeutung nicht sogleich erkennbaren Gestalt. Denn wie das physische Leben sich nur in beständiger Wandlung vollzieht, so lebt auch die künstlerische Form in beständiger Metamorphose, und nichts wäre widersinniger, als wenn man in irgendeinem Augenblick dieser Lebensentfaltung die eben herrschende Form als endgültig und ewig verbindlich sehen würde. Denn damit wäre dem Leben als Leben selbst widersprochen.

Diese Metamorphose der künstlerischen Form kann sich auf zweierlei Art gleich legitim vollziehen. Fast unmerklich so, daß eine Folge von Generationen bei der immer reicheren Ausgestaltung des einmal konzipierten Weltbildes zusammenwirkt, wie wir es während der letzten Jahrzehnte — ja, ganz ins Große gerechnet, während der letzten Jahrhunderte seit Renaissance und Reformation erfahren haben.

Die Entwicklung kann aber einmal auch auf den kritischen Punkt gelangen, von dem eine organische Sortenentwicklung in gerader Richtung nicht mehr möglich erscheint, wo der Fortgang des Lebens sich in scheinbarem Widerspruch zu dem bezeugen muß, was durch Jahrzehnte, vielleicht durch Jahrhunderte Geltung hatte: im scheinbaren Segen eines ganz neuen Beginns. Denn auch das anscheinend noch so losgelöste Neue bleibt dem Vergangenen durch unzählige geheime Verbindungsfäden verbunden.

Ein solcher kritischer Moment erster Ordnung war, für das Leben der europäischen Kunst, mit den Jahrzehnten um die Wende des Jahrhunderts erreicht.

Als Weltanschauung und als künstlerischer Ausdrucksstil hatte der Impressionismus den Höhepunkt erreicht, ja schon überschritten, den Punkt, wo die Gefahr brennend wurde, daß Stil zu Konvention, Form zu Formel erstarrte.

In eben diesem Augenblick traten aber auch schon die neuen gestaltenden Kräfte, unabhängig voneinander und doch auf einen Punkt hinstrebend, hervor. Vincent van Gogh, Ferdinand Hodler, Edvard Munch und wenig später im Kern dieses germanischen Kreises, in Deutschland Emil Nolde und die Künstler der „Brücke“, sie selbst aus den verschiedensten Stämmen des Reichs, aus dem schleswigschen Norden, aus der Lausitz, aus Sachsen, Franken und Schlesien, sich wie nach einem endbestimmten Plan und doch scheinbar nur vom Zufall gelenkt zu einem Bunde zusammensindend. Denn die Träger der Idee, die Schöpfer des neuen Stils in seiner aus der unbeirrten Sicherheit eines reinen Gefühls geschaffenen Klarheit, in der schneidenden Selbstverständlichkeit seines Sinecuretretens in die alte Welt blieben die, die sich zuerst zusammengefunden hatten: Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff, Emil Nolde.

Sie trugen die jugendliche Kraft in sich, aus dem Instinkt für das Notwendige auf alle ausgeschliffenen Gedankengänge und Gefühlsbahnen, auf alle ausgebrauchten Darstellungsmittel und Darstellungsformen zu verzichten, um das Fundament für den Bau einer eigenen heroischen Weltanschauung zu legen.

„Lieber Freund“, schreibt Emil Nolde im Jahre 1907, „in der Kunst, was sind Gesetze? Was ist Willkür? und Zügellosigkeit? Jeder wirkliche Künstler schafft neue Werte, neue Schönheit und es entstehen neue Gesetze — wenn man dieses heikle Wort anwenden will. Das Neue und Schöne, was er bringt, wird, weil es sich den bisherigen Gesetzen nicht unterordnen läßt, als „Willkür“ und „Zügellosigkeit“ bezeichnet. Das sind Vorwürfe, unter denen jede Genialität zu leiden hat.

Zuerst war die Kunst, dann nachher formulierten Aesthetiker und Gelehrte Gesetze, leider . . .

Lieber Freund, es ist gar nicht schwer, die alte Kunst genießen zu können und mit ihr auf einem vertrauten Fuße zu leben, es ist unendlich viel schwerer, moderne, gerade Gegenwartskunst zu genießen . . .

Wenn ich Dir einen guten Rat geben darf, dann ist es dieser: Wenn Du in der Kunst der Gegenwart an Werken eine Gesetzlosigkeit, Willkür oder Zügellosigkeit, wenn Du krasse Rohheiten und Brutalitäten wahrnimmst, dann beschäftige dich lange und eingehend gerade mit diesen Werken und Du wirst schließlich erkennen, wie die anscheinende Willkür sich in Freiheit, die Rohheiten sich in hohe Feinheiten verwandeln. Harmlose Bilder sind selten was wert.“

Damit ist ein Gesetz des Lebens ausgesprochen. Es gilt nicht nur für das künstlerische, es gilt ganz ebenso unverbrüchlich auch für das politische Leben.

★

Es ist trotzdem kein Wunder, daß die Welt damals, in den Jahren von 1905 bis zum Kriege, welche die letzte reiche Herbstblüte des deutschen Impressionismus sah, nicht

davon erschüttert wurde, daß ein paar unbekannte, namenlose Schüler der technischen Hochschule in Dresden, die sich dort zufällig zusammengefunden hatten und eigentlich Architekten hatten werden wollen, unbefriedigt von ihrem Studium zur Malerei hinüberwechselten, wie es der hamburgische Oberbaudirektor Fritz Schumacher kürzlich so anschaulich und für die reine Menschlichkeit dieser jungen Künstler so aufschlußreich aus der Rückerinnerung an seine Dresdner Dozentenzeit geschildert hat. („Kreis“ Hamburg, Januar 1932.) Diese seltsamen Käuze, die dann jahrelang ganz auf sich selbst gestellt in einem unmittelbar von der Straße her zugänglichen Laden mit Nebengelaß als einzigem Wohn- und Arbeitsraum ihr doch so intensives schöpferisches Leben führten! Dort in einer gleichgültigen Dresdner Vorstadtstraße, an den Seen des Schlosses Moritzburg und, magisch vom Norden und vom Meere angezogen, an der Nordsee im oldenburgischen Daugast, auf Fehmarn, auf Alsen.

Kein Wunder, daß auch ihre ersten, natürlich nicht in offiziellen Kunstsalons, sondern in gemieteten, improvisierten Räumen veranstalteten Ausstellungen an der festen, breiten Front des fatten bürgerlichen Unverständnisses abprallten, daß nur wenige Einzelne, tiefer Schauende ihnen verstehend und helfend zur Seite traten.

Auch andere große geistige Bewegungen sind ja nicht anders entstanden!

Noch als „Götze“ und „Räuber“ schon geschrieben waren, ja vielleicht eben im Hinblick auf diese alle geltenden Gesetze umstürzenden Dramen, konnte der Münchner Akademiker Gronhofer die prophetischen Worte sprechen: „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenns so fort geht, so gut als vorbei!“



Tatsächlich kann man zwischen der „Brücke“-Zeit und der Zeit des Sturmes und Dranges, die Goethe rückschauend in „Wahrheit und Dichtung“ sehr im Gegensatz zu Gronhofer die „eigentlich geniale Epoche unserer Poesie“ genannt hat, eine deutliche geistige Verwandtschaft finden. Hören wir Goethes prägnante Charakteristik: „Auf richtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeit, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen fünfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höheren Region.“



Was ereignete sich eigentlich damals in den entscheidenden „Brücke“-Jahren von 1905 bis 1910?

Nehmen wir das Wort hinzu, mit dem Merck den Gegensatz zwischen Goethes „unablenkbarer Richtung“ und dem Wollen der anderen zu bezeichnen meinte. Das Bestreben, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben“ auf der einen, die Tendenz „das Imaginäre zu verwirklichen“ auf der anderen Seite (— „und das“, fügt der gar zu aufgeklärte, kritisch-intellektuelle Skeptiker hinzu, „gibt nichts wie dummes Zeug“ —), so fassen wir mit diesen beiden die neue künstlerische Tendenz auch der „Brücke“.

Denn es ist völlig falsch, in der Stilform des deutschen Expressionismus eine grundsätzliche Abkehr von Natur und Wirklichkeit zu sehen. Unermüdlich haben alle diese Künstler, Kolbe an der Spitze, in der Natur, vor der Natur, nach der Natur gezeichnet, aquarelliert, gemalt, freilich niemals mit dem Willen akademisch korrekter Nachbildung, sondern immer mit der unablenkbaren Richtung, dem ihnen vor Augen stehenden Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Gestalt der romantischen Poesie, die sie in ihrem Innern trugen, oder mit dem angeborenen Vermögen, ein Imaginatives zu ver-

wirklichen in der unbewußten Gewißheit, daß „der Geist des Wirklichen das wahrhaft Ideelle“ sei.

Und so hängt denn diese neue Epoche rein deutscher Malerei mit der vorangegangenen des französisch-deutschen Impressionismus doch vielleicht näher zusammen, als heute den meisten noch erkennbar ist, in der Form des Widerspruchs nur in dem Sinne, wie etwa die rein deutsche Epoche der Spätgotik des 14. und 15. Jahrhunderts und der Zeit des jungen Albrecht Dürer einen nationalkünstlerischen Widerspruch zu der germanisch-französischen Hochgotik des 13. Jahrhunderts bedeuten mag.

Deutscher Expressionismus, das ist nichts anderes, als die jüngste deutsche Form einer die Wirklichkeit aus den Kräften der Empfindung pathetisch überhöhenden, gewaltfam überbauenden Romantik.

Alle Elemente des Bildinhalts gewinnen eine neue, immer noch aus der leiblich sichtbaren Welt gewonnene, zugleich aber aus der unmittelbaren Bezugnahme auf sie gelöste, von innen her gesehene und gestaltete Ausdruckskraft, eine in anderem Grade nicht nur, sondern in anderer Art, als die impressionistische Form es war, umgestaltete, vielleicht der dichterischen und musikalischen in dem Sinne näher verwandte künstlerische Gestalt, als auch der Dichter Wort, Rhythmus und Reim, der Musiker Ton, Tonfolge, Rhythmus und Klangfarbe nicht aus dem primär Hörbaren gestaltet, sondern aus der Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit des Gefühls, aus der reinen Imagination. Produktive Einbildungskraft tritt an die Stelle reproduktiver Phantasie.

Fläche, Kontur, Raum und Farbe gewinnen eine freie, großartige, männliche, eine gewisse zudringliche Kraft, etwas von jener barbarie inévitable, synthétique, enfantine, qui reste souvent visible dans un art parfait et qui dérive du besoin de voir les choses grandement, de les considérer surtout dans l'effet de leur ensemble, wie es Charles Baudelaire treffend, allerdings in ganz anderem Zusammenhang, als ein allgemeines Gesetz künstlerischer Formgestaltung bezeichnet hat. Fläche, Umriss, Farbe haben nicht mehr nur reproduzierte Wirklichkeitsbedeutung, sie wollen haben und haben wirklich die höhere sinnlich-sittliche Wirkung symbolischer Formen.

In diesen Jahren entstand die neue, harte, heroische Schönheit, eine Schönheit echter tragischer Haltung, die der europäischen Malerei in dieser Art seit dem heroischen Ausgang des Mittelalters in Grünewald und der Dürerischen Apokalypse fremd geworden war — abseits aller erklügelten klassischen Schönheitsform und Norm: die stärkste Gegenkraft gegen die auflösende, zerschmelzende Wirkung der Musik Richard Wagners, der gerade die enthusiastische Jugend der Nation in eben den Jahren haltlos anheimzufallen drohte.

Diese junge deutsche Kunst hat viele von uns damals Jungen in den Krieg begleitet, den Krieg überstehen helfen.

Was ist denn „schön“, was „Schönheit!“

Hören wir einen unverdächtigen Kronzeugen der Zeit und Gegenwart, Friedrich Nietzsche, der auch von jener „anderen Art Barbaren“ gesprochen hat, „die kommen aus der Höhe: eine Art von erobernden und herrschenden Naturen, welche nach einem Stoffe suchen, den sie gestalten können: Prometheus war ein solcher Barbar.“

Nietzsche also sagt: „Es ist eine Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), ob und wo das Urteil „schön“ angelegt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft — das Unrechtgefühl spricht das Urteil „schön“ noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur als hassenswert, als „häßlich“ abschätzen kann ... daraus ergibt sich, ins Große gerechnet, daß die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom der Stärke ist, während der Geschmack am Süßchen und Zierlichen den Schwachen, den Delikatsten zugehört. Die Lust an der Tragödie kennzeichnet starke Zeitalter und Charaktere, ihr non plus ultra ist vielleicht die divina commedia. Es

sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden."

Es ist so, wie es Hans Henny Jahnn's nordische Medea aus sich herauschreit: „Die Kraft zum Schönen ist verausgabt: mir aber wird die Macht zum Häßlichen gegeben" — diese Macht zum Häßlichen, für verzärtelte und ausgelebte Zeiten die einzige lebendige Quelle der Erneuerung, die einzige Quelle einer selbstgeprägten Schönheit: notwendiges Durchgangsfeld im Künstlerischen zu einem neuen eigenen Stil. Endlich war wieder tiefster Ernst gemacht mit dem künstlerischen Schaffen, denn die Kunst ist kein Kinderpiel und das Kunstwerk ist nicht zum Vergnügen da, so wenig wie die divina commedia oder der Hamlet oder der Faust. So wenig wie das moralische Geseh in uns, das unser bewußtes Handeln bestimmt.

★

An dieser Stelle aber ist es notwendig, eine Einschränkung zu machen.

Ohne Zweifel herrscht in der künstlerischen Form dieses deutschen Expressionismus das spezifisch norddeutsch-protestantische Stammeselement vor — trotz des Mainfranken Kirchner, dessen beweglicheres Wesen bei der Stilbildung gewiß als unschätzbares, belebendes Ferment gewirkt hat, der sich aber später auch am entschiedensten von den ehemaligen Freunden und Kampfgenossen getrennt hat und nun schon seit einer langen Reihe von Jahren seinen eigenen einsamen Weg geht.

Dieses niederdeutsche Stammestum tritt in der beherrschenden Kraft der Kunst Emil Nolde's am stärksten, mit universalem Anspruch und, wie wir glauben, auch mit innerem Recht auf solchen universalen Anspruch hervor. Lange ehe die Art solcher völkischen Betrachtungsweise der Kunst allgemein geworden war, ist das gerade diesem Einen gegenüber als das grundsätzlich Entscheidende seiner Kunst erkannt und geltend gemacht im positiven und im negativen Sinne.

Nolde, so hieß es wohl, das ist eine „norddeutsche Angelegenheit". So empfand man schon in Frankfurt. Wie viel mehr in München.

Vielleicht ist aber wirklich die Zeit noch nicht gekommen, wo diese niederdeutsche Kunstform dem ganzen Deutschtum im gleichen Maße zugehören kann — vielleicht wird diese Zeit nie kommen. Auch das aber würde nichts gegen ihr vollkommenes Deutschsein besagen, nichts gegen ihre vollkommene Naturwüchsigkeit, Aufrichtigkeit und Echtheit.

In einer seiner ersten großen staatspolitischen Reden hat der Führer der Nationalen Erhebung den deutschen Stämmen zugesichert, daß ihr geistiges, ihr kulturelles Eigenleben unangetastet bleiben solle wie ihr Glaube.

Wir werden uns nicht nur damit abfinden, daß es in dem einen großen Reich zwei verschiedene religiöse Bekenntnisformen gleichen Rechtes gibt, wir werden diese Doppelheit als einen eigenen seelischen Reichtum unseres Volkstums immer tiefer verstehen lernen müssen, ebenso wie den Reichtum der mit gleichem Recht in dem einen Volkstum nebeneinander bestehenden verschiedenen natürlichen Sprachformen. Und wir werden verstehen lernen müssen, daß diesem Reichtum volkstümlich-echter Dialekte und Denkweisen ein ebenso großer Reichtum bildkünstlerischer Dialektformen notwendig entsprechen muß. Der Niederdeutsche wird nie mehr den Oberbayern undeutsch, unwahr schelten, weil er seine Sprache nicht versteht, geschweige denn selbst sprechen kann, und so wird der Bayer, der Rheinländer auch das eigene Recht der niederdeutschen Kunstform als echt und deutsch verstehen lernen.

Wir danken es dem Führer, daß er in seiner Kürnberger Rede den unzweideutigen Trennsrich zwischen dem echten Künstler zog, „der von der Vorsehung ausersehen ist, die Seele eines Volkes der Mitwelt zu enthüllen und der seine Sprache reden wird, auch wenn die Mitwelt ihn nicht versteht und verstehen will", und den „Nichtsklönnern und Charlatanen" — aber dieses notwendige und richtige Wort darf nun nicht dazu

mißbraucht werden, über die naturgegebenen, naturgewollten Stammesgrenzen herüber und hinüber zu schelten wie ehemals über die Mainlinie.

Mag das neue Ausstellungshaus deutscher Kunst in München an seiner Stelle stehen — ich wüßte keine norddeutsche Stadt, in der es nicht fremd wirken müßte — aber behaupten wir das unantastbare deutsche Recht der aus unserem niederdeutschen Boden gewachsenen Kunst. Verzicht wäre Vergehen am geistigen Sinn unseres Volkstums und seinem inneren Reichtum.

★

Nur acht Jahre, von 1905 bis 1913 hat die Künstlervereinigung „Brücke“ bestanden. Während dieser fruchtbaren Jahre gemeinsamer Arbeit haben diese Künstler weithin bestimmend das bestehende Weltbild umgestaltet. Indem sie in ihrem von jedem Kompromiß freien, stolzen und unabhängigen Schaffen heranwuchsen, haben sie an einem großartigen Beispiel bewiesen, daß der Geist entscheidet. Sie haben damit den Grund gelegt für einen Idealismus der Gesinnung, der sich im Kriege tausendfach bewährt hat und den es heute in neuem schwersten Kampf des Tages noch einmal zu bewähren und durchzusetzen gilt, gegen alle Gegner.

Daß sich der aus reiner menschlicher Freundschaft zu nazarenerhafter künstlerischer Gemeinschaft gefestigte Bund dann in Irrung und Wirrung gelöst hat, hat gewiß etwas menschlich tief Schmerzlichcs. Heute aber glauben wir doch schon zu sehen, daß diese Lösung für das Gedeihen der Kunst unwiderrüfliches Gebot innerer Notwendigkeit war. Nur in der vollkommenen Freiheit einsamen Schaffens, nur in der rücksichtslosen Trennung von dem Unzulänglichen, menschlich und künstlerisch nicht völlig Lieb- und Sticksesten, wie es von außen eindrang, konnte sich der erste Sinn des Bundes und seiner Begründer erfüllen, konnte jeder Einzelne von ihnen ganz das werden, was er war. Denn in der Kunst zählt keine persönliche Freundschaft nur um der Freundschaft willen, sondern nur die Kraft, der menschliche und künstlerische Gehalt des Einzelnen, zählt nur die einzelne Leistung der Einzelnen.

Nicht weil die Brückekünstler anders malten als die Impressionisten, auch nicht weil ihre Weltanschauung im banalen Sinne des Wortes richtiger gewesen wäre als irgendeine frühere, sondern nur weil und soweit sie ihrer Weltanschauung, ihrem Lebensgefühl, ihrer Phantasie in menschlicher und künstlerischer Reinheit die eindeutig entsprechende Form gefunden haben, traten die Künstler der „Brücke“ gleichberechtigt und gleichbedeutend neben die anderen Künstler der Vergangenheit und Gegenwart, und sie werden von diesem Platz, den sie sich errungen haben, nicht wieder weichen.

Gewiß, die unter den heute noch Lebenden, die mit ihnen geboren und aufgewachsen sind, die mit ihnen lebten und leben, fühlen, sind ihnen besonders nahe verbunden und zutiefst verpflichtet: das ist ein Naturrecht der Generationsgemeinschaft, aus dem sich das menschliche Recht ergibt, für die Zeugnis abzulegen, die in ihrem einsamen Kur-sür-sich-Schaffen den unausgesprochen und unaussprechbar in uns lebenden Empfindungen Ausdruck zu geben vermochten.

Aber auch die heranwachsende junge Generation, für die die Jahre vor dem Kriege schon vorgeburtliche oder vorerinnerungsfähige Vergangenheit geworden sind, diese neue Jugend, die nun eine neue Zukunft in die Wirklichkeit hineinragen, sie zur Gegenwart und Wirklichkeit doch erst machen soll, muß, meine ich, etwas doch auch von dem Geist dieser nun Mann gewordenen früheren Jugend noch in sich tragen, soweit bei allen Widersprüchen zwischen Vätern und Söhnen doch mit dem lebendigen Blut etwas von der älteren Generation in der jüngeren fortlebt. Ein Widerspruch zwischen den Generationen ist, wie es scheint, naturgegeben, wir nennen ihn nicht nur notwendig, sondern gut und fruchtbar. Aber heute droht tiefste Gefahr, wenn die Brücke von dem geistigen Wollen dieser schöpferischen Menschen, dieser Ueberlebenden der ersten und erstgefallenen Kriegsgeneration zum Heute rücksichtslos abgebrochen wird.

Der Brand der Kathedrale / Erzählung

Dies ist die Geschichte vom Brande der Kathedrale von Reims am 19. September 1914, erzählt nach dem Tatsachenbericht eines deutschen Offiziers.

Oberleutnant Dampierre ritt an der Spitze seiner Kompanie. Vorwärts ging es — unaufhaltsam — hinein in Feindesland. Sie marschierten — marschierten — Tage — Nächte — Tage. Immer wieder beschwingte den erschlaffenden Körper der Rausch des Vormarsches, das herrliche Gefühl zu siegen. Fern ragte das lockende Ziel: Paris! Mit jedem Schritt rückte es näher.

Als die Waldstraße den höchsten Punkt des Hügels erreicht hatte, öffnete sich die Landschaft dem Blick. In einer breiten Mulde von sanftgeschwellten Hügeln umgeben, lag Reims im Abenddämmern, verhüllt im Dunst der Kamine, überragt und beschirmt von dem mächtigen Bau seiner Kathedrale, auf deren Türmen der letzte Glanz der sinkenden Sonne lag. Wie die Menge der Gläubigen sich um den Altar schart, so knieten die Häuser um die Kathedrale. Sie allein gab der ganzen Stadt das Gesicht und faßte die angestaute Masse belangloser Häuser zur würdevollen Persönlichkeit als Stadt zusammen.

Dampierre ließ halten und die Gewehre zusammensetzen.

„Reims, Reims“, sagte der junge Fähnrich Runge, auf die Stadt weisend mit einem jubelnden Klang in der Stimme und hob die Hand, als ließe er einen Sektorkorken springen.

„Ja, Kleiner“, erwiderte Dampierre, „nehmen wir die Einnahme von Reims, der alten Krönungsstadt, als gutes Vorzeichen unseres Sieges. Daß ich die Kathedrale so wiedersehen würde, davon hätte ich mir nie träumen lassen. Als ich sie zuerst sah, war ich so alt wie Sie, Hansjörg. Nachdem ich mein Abiturium gemacht hatte, reiste mein Vater mit mir durch Nordfrankreich.“

Dampierre schwieg, und während er neben dem Fähnrich im Grafe lag, verträumte er sich, dachte zurück an damals, an die Reise, den Vater. Er machte eine Bewegung, als schöbe er etwas von sich fort.

„Schade, Hansjörg“, sagte Dampierre, „daß ich jetzt nicht mit Ihnen in die Kathedrale gehen kann, aber unserem Befehl nach müssen wir an der Stadt vorbeimarschieren.“

Das verglimmende Licht traf nicht mehr die Türme der Kathedrale, die dunkelten und gleichsam erkalteten, während der blauschwarze Bau sich aus dem milchigen Abendnebel bedrohlich ernst erhob.

Tage soldatischer Höchstleistungen folgten, Märsche — Gefechte — Siege — Märsche.

Wieder stand Dampierre eines Abends am Rande eines kleinen Waldes und sah auf das leicht gewellte Land: Felder — Felder — ein kleines Dorf, und plötzlich war ihm, als hätte er das Bild dieser Landschaft schon gesehen, irgendwann. Er vermochte sich nicht zu besinnen. Eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf — der kleine Flecken, an dessen Rand ein Herrenhaus lag, das war — er suchte die Bestätigung auf der Karte — ja, es war Dampierre, der Stammsitz seiner Ahnen.

„Hansjörg“, rief er, „Kleiner“, und zeigte auf die silbriggrauen Häuser, „da wohnten meine Vorfahren, bis sie 1685 auswanderten.“ In diesem Augenblick

hallten Gewehrshüsse herüber. Das Dorf war noch besetzt. Plötzlich schlug es mit gellendem Krach über ihnen in die Kronen der Bäume. Ein Regen von Holzsplintern, Eisen und Blättern ging auf sie nieder. Während Dampierre versuchte, die Stellung der feindlichen Batterie am Mündungsfeuer zu erkennen, schlug die zweite Geschossgarbe zwischen sie, säten Schrapnellkugeln Vernichtung. Dampierre empfand einen fähen Schlag gegen sein linkes Bein — er wollte aufspringen, aber brach zusammen.

„Fähnrich!“ rief er, „Fähnrich!“ Ihm antwortete nur ein Stöhnen. Er fühlte das Blut den Kleiderstoff rasch durchtränken, und für kurze Zeit versank er in Bewußtlosigkeit. Einer seiner Leute machte den Notverband.

„Pech, Herr Oberleutnant, Pech! Das wird das verdamnte Nest büßen müssen, unsere Artillerie hat das Feuer aufgenommen, das große Haus brennt schon.“

„Der Fähnrich?“ fragte Dampierre.

„Wird verbunden, Herr Oberleutnant.“ Dampierre wurde auf eine Zeltbahn gelegt und zum Verbandsplatz geschleppt.

Nun war er eigentlich nur noch Objekt, über das Verfügungen getroffen wurden, es geschah ganz einfach mit ihm, und die körperliche Schwäche, verstärkt durch die Benommenheit des Kopfes, machte diese Verantwortungslosigkeit zu einem fast angenehmen Sichfügen.

Der Stabsarzt äußerte sich zufrieden.

„Noch Glück gehabt — schmerzhaftes Fleischwunde — aber Ihr Bein werden Sie behalten können.“

Dampierre sah voll Dank zum Arzt auf, als machte ihm dieser ein großes Geschenk.

„Und der Fähnrich?“ fragte er dann.

Der Stabsarzt schüttelte bedenklich den Kopf. „Wohl nichts zu machen — der Arm muß amputiert werden.“

„Muß das sein?“ fragte Dampierre leise.

„Ja“, sagte der Arzt. Seine Stimme klang rau und heiser.

In der Nacht wurde Dampierre zusammen mit dem Fähnrich auf den mit Stroh ausgelegten Boden eines Kastenwagens gelegt und zurückgefahren zum nächsten Feldlazarett. Der Fähnrich lag ohne Bewußtsein unter dem Einfluß der betäubenden Spritzen.

Der Wagen ratterte und holperte, ohne Ende schien der Weg, ohne Ende die Nacht. Endlich im Frühdämmern wurde gehalten. Stimmen, fremde Gesichter — Zupacken. Dann neue Untersuchung, Versinken in Bewußtlosigkeit, Hindämmern.

Dampierre konnte sich nicht besinnen, ob es inzwischen einmal oder zweimal Nacht geworden war, als man ihn eines Morgens aufhob und in eine Kraftdroschke legte. Man brachte den Fähnrich, und Dampierre sah sofort, daß der Arm abgenommen war.

Dampierre redete viel während der Fahrt — über die Nachrichten von der Front, über alles mögliche —, nur von dem Arm sprach er nicht.

Die Häuser von Reims waren plötzlich um sie, ohne daß sie die Annäherung der Stadt gemerkt hatten. Noch eine Kurve, dann bremste der Wagen. Der Führer wollte sich erkundigen, wo das Lazarett sei. Dampierre richtete sich etwas auf; sie hielten gerade vor der Kathedrale.

In der Mitte des Platzes stand die Erzstatue der Jeanne d'Arc von Dubois. Auf dem kräftig ausschreitenden Pferd saß das Heldenmädchen, den Oberkörper zurückbiegend, die Beine fest in die Bügel gestemmt, während die zügelhaltende Linke vor der Brust wie im Gebet verkrampft war. Der rechte Arm hielt in leichter

Beugung seitwärts gestreckt das Schwert mit aufblühender Hingabe himmelwärts gezückt. Eng umrahmte der Eisenhelm das in den Nacken gelegte Haupt mit den klarlinigen, edelgeformten Zügen. Die Augen schauten auf zu Gott in selbstlosem Sichfügen unter das gebotene Schicksal. Heilige Kraft erfüllte ihr Herz — und so ritt sie aus der Kathedrale, darin sie Frankreich seinen König gegeben hatte, jünglingshaft zart, gläubig begeistert, hinein in neuen Kampf, in Verrat und Kerkerqual, geradeaus in den Tod, damit sie auferstehe aus den Flammen des Scheitershaufens, zu ewig jungem Leben geheiligt.

Hinter der Statue stieg übermächtig die Fassade auf, zu gewaltig, als daß ein Blick sie zu umfassen vermochte. Breitgelagert öffneten sich einladend die drei tiefgeschragten Portale, deren steinerne Zelligen den Durchschreitenden ehrfurchtsvoll verstummen ließen, noch bevor sich die Tür zum Heiligtum geöffnet hatte. Geschöpfe einer Zeit, da die Künstler allein in Form und Farbe eine allem Volke verständliche Sprache sprechen konnten, erzählten die beseelten Gestalten seit Jahrhunderten die frommen Legenden leise in den ewigen Strom der Geschlechterfolge hinein. St. Kicasse vom linken Portal neben dem Engel stehend, den man „das Lächeln von Reims“ nannte, sah bekümmert zu Dampierre hin. Ueber dem Mittelportal strahlte wie ein kostbar gefaßter Edelstein das große Rad der Rose, darüber faßte die Galerie der Könige wie ein breites Band den Bau zusammen, bevor er sich in den laternenhaften Türmen in kühner Strebung emporschnellte.

Aufrecht gerückt standen die Königsstatuen, urarter Weisheit voll, in ihrer Höhe unberührt von den Schicksalen der Stadt zu ihren Füßen, erhaben über die kleinen Menschen. Die lange Reihe der Könige Frankreichs hatten sie in triumphalen Aufzügen durch das Portal einziehen sehen zur Krönung an der Stätte, wo der Sage nach die Nation in der Person Chlodwigs die heilige Taufe empfangen hatte.

So erhebt sich die Kathedrale, Stein für Stein zusammengetragen durch das opferbereite Werk vieler Generationen, Gestalt gewordener Traum der religiösen Inbrunst eines ganzen Volkes, in machtvollem Aufschwung, wolkenwärts steigend mit der strahlenden Gewichtslosigkeit ihrer lichtdurchfloßenen Türme.

Dampierre bedauerte, daß der Gesamteindruck durch ein hölzernes Gerüst beeinträchtigt wurde, das den Nordturm umspannen hatte und Erneuerungsarbeiten diente.

„Ich bin gespannt“, sagte er, „ob wir noch dazu kommen werden, einmal hineinzusehen oder ob man uns vorher weiter verfrachtet. Das wäre doch schade.“ Der Fähnrich antwortete nicht. Die Augen waren ihm zugefallen. Er sah erschreckend ausgeblutet aus.

„Wie abwesend er schon ist“, dachte Dampierre und erschrak, weil er „schon“ gedacht hatte. Der Wagenführer kam zurück. Nach kurzer Fahrt hielten sie vor dem Hôpital Civil.

Das alte, unansehnliche Krankenhaus lag in einer ruhigen Seitenstraße. Seine Einrichtung genügte bei weitem nicht für den Zustrom der Verwundeten, sogar die Gänge waren belegt. In dem dürftig ausgestatteten Operationsraum verband, schnitt und sägte der Stabsarzt. Das Pflegepersonal bestand aus Sanitätern, einer deutschen Rote-Kreuz-Schwester und zwei Nonnen, die lautlos wie graue Schatten ihren Dienst verrichteten. Schwester Maria war der gute Geist des Lazarettis. Ein Stück Heimat schien in ihr verkörpert. Ueberanstrengt durch Wochen schweren Dienstes und gequält von Schlaflosigkeit, war sie dennoch unermüdet, ging von einem zum andern, verband, gab Spritzen, tröstete, schrieb lehte Grüße.

Als sie Dampierres Verband zum erstenmal erneuerte, fiel ihr Blick auf den Fähnrich, der neben ihm lag.

„Mein Gott, Herr Oberleutnant“, sagte sie, „er ist ja noch ein Kind.“

An der anderen Seite von Dampierre lag mit Kopf- und Beinverwundungen Dr. Herber, ein Regimentsarzt. Mit ihm unterhielt sich Dampierre über die Kriegereignisse. Sie hatten seit Tagen nichts mehr von den Vorgängen an der Front gehört. Vor Paris mußte sehr wohl die Entscheidung fallen.

Am dritten Abend, als der Stabsarzt den letzten Rundgang machte, durchschritt ein Soldat eiligst den Krankensaal und überbrachte dem Stabsarzt einen Briefumschlag. „Befehl vom Stab — sehr dringend. Das Auto steht vor der Tür.“

Der Stabsarzt las den eingelegten Zettel. Er erstickte einen Fluch und reichte ihn Schwester Maria.

„Machen Sie sich sofort fertig.“

Schwester Maria gab den Befehl zurück.

„Ich bleibe“, sagte sie fest. Dann wurde die Stimme unsicher. „Ich — kann — hier — nicht fort.“

Sie hatte die Hand des Fähnrichs umfaßt, als wolle sie sich festhalten.

Der Stabsarzt gab dem Soldaten leise einen Befehl.

„Ich komme gleich“, rief er dem Davoneilenden nach, dann setzte er seinen Rundgang fort. Für jeden fand er eine aufmunterndes, Besserung verheißendes Wort. Zuletzt setzte er sich an das Lager von Dr. Herber. Dampierre konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber er hatte den Eindruck, als spräche der Stabsarzt über einzelne schwere Fälle mit Dr. Herber.

Die Ordonnanz kaum aufgeregt und laut zurück.

„Es wird höchste Zeit.“

„Schwester Maria“, rief der Stabsarzt, sich erhebend. Aber die Schwester schüttelte verneinend den Kopf. Einen Augenblick sah es aus, als wollte der Arzt in einen seiner polternden Ausbrüche verfallen, aber dann ergriff er mit beiden Händen die herabhängende Rechte der Schwester. Er wandte sich hastig um und lief mit einem „Gute Nacht allerseits“ hinaus.

„Doktor“, fragte Dampierre seinen Nachbar, „was ist eigentlich los?“

Dr. Herber gähnte. „Unser Stabsarzt ist veretzt — leider, morgen kommt ein anderer.“

Dampierre schlief unruhig in dieser Nacht. Er träumte, er wäre auf einer Patrouille in eine Falle geraten. Kugeln umpfiffen ihn, er wurde gesagt. Im Halbschlaf glaubte er Wagengerassel, Lärm und einzelne Schüsse zu hören. Aber bevor er sich klar besinnen konnte, überwältigte ihn wieder der Schlaf, und neue Traumbilder hehten und schreckten ihn.

Am nächsten Morgen ließ sich kein Sanitäter sehen, nur die Nonnen verrichteten still und schattenhaft ihren Dienst. Plötzlich erschien an der Seite von Schwester Maria ein französischer Offizier. Dampierre sah sofort, daß er seinen Degen trug, und glaubte, es müsse sich um einen besonders tapferen Gegner handeln, dem man — um ihn zu ehren — den Degen gelassen hatte. Aber der Offizier stellte sich in die Mitte des Raumes und sagte mit schneidender Stimme:

„Ich erkläre Sie hierdurch zu Kriegsgefangenen.“

Die Worte wirkten wie der Einschlag einer Bombe, die jeden noch einmal verwundete — schwer und hoffnungslos. Keiner sagte etwas, überwältigt durch die gänzlich unerwartete Kunde. Man war in die Gefangenschaft hineingeschlafen.

„Wir haben einen großen Sieg an der Marne errungen, die Deutschen ziehen sich auf der ganzen Front zurück“, sagte der Offizier. Die niederschmetternde

Wirkung seiner Mitteilung befriedigte ihn. Hochmütig lächelnd durchschritt er den Saal, um seine Ansprache in den anderen Zimmern zu halten.

Die folgenden beiden Tage merkten die Verwundeten kaum etwas von dem neuen Zustand, in den sie geraten waren. Niemand kümmerte sich um sie — von Zeit zu Zeit machte ein französischer Posten die Runde — aber weder ein Arzt noch Sanitäter ließen sich sehen. Die drei Schwestern mußten die Kranken allein besorgen. Dr. Herber traf, so gut es ging, von seinem Lager aus Anordnungen. Geschützdonner, der von Zeit zu Zeit die Fenster erklinken ließ, verriet die Nähe der Front. Die Artillerietätigkeit nahm mehr und mehr zu.

Am dritten Tage erschien um die Mittagszeit ein französischer General mit seinem Stabe.

„Wer ist der Dienstälteste von Ihnen hier?“

Ein Oberstleutnant mit verbundenem Kopf meldete sich.

Der General trat dicht an das Lager des Verwundeten, sein Gesicht war zorngerötet.

„Wissen Sie, was Ihre barbarische Nation tut?“ schrie er. „Sie beschießt eine offene Stadt gegen jeden Kriegsbrauch, sie mordet Frauen und Kinder und sie schändet Gott.“ Seine Stimme überschlug sich. „Unter dem lügnerischen Vorwand, auf dem Turm hätten wir Beobachter, wird unsere Kathedrale beschossen, aus Neid — aus kleinlichem Haß. Nun, wo Ihr geschlagen seid, wollt Ihr zerstören aus Niedertracht und Rache.“

Der Oberstleutnant hatte sich mühsam aufgerichtet.

„General“, unterbrach seine Stimme fest die Flut der Zornesworte, „wenn unsere Heeresleitung behauptet, die Kathedrale diene als Beobachtungsplatz, dann wird es auch so sein, und Sie täten besser daran, den Posten schleunigst einzuziehen, statt Verwundete zu beschimpfen.“

„Schweigen Sie“, wütete der General. „Wenn Sie nicht verwundet wären, gehörten Sie ins Zuchthaus. Besten Sie Ihr. Das Völkerrecht tretet Ihr mit Füßen. Ich lasse Sie jetzt alle in die Kathedrale bringen, und wird sie getroffen oder zusammengeschossen, so werden Sie als Angehörige dieser Mörder- und Brandstifterschaft die ersten Opfer sein!“

Als Schwämme er eine Peitsche, hatte er drohend den Arm erhoben. Saßerfüllt sah er die Reihe der Krankenlager entlang, dann stampfte er sporenklingend davon.

Bald darauf kamen französische Sanitäter und Soldaten mit Tragbahren und luden die Verwundeten auf kleine Gefährte. Dampierre und der Fähnrich wurden auf einen flachen Schlächterwagen geschoben, Dr. Herber auf den Kutscherbock gesetzt. Der Fähnrich hatte seit Tagen kaum gesprochen — er verfiel zu sehends. Jetzt zwang er sich zu einem Lächeln.

„Herr Oberleutnant, nun werden wir Ihre geliebte Kathedrale ja doch von innen besehen können.“

Langsam setzte sich die Wagenkolonne in Bewegung, im Schritt ging es durch die unbelebten Straßen der Stadt; die Kutscher führten die Pferde an der Hand.

Seit einigen Stunden schwieg die deutsche Artillerie, aber plötzlich zerriß die Luft das Heranbrausen eines Geschosses. Mit betäubendem Krach stürzte der Dachstuhl eines Hauses zusammen, an dem die Wagen gerade vorübergefahren waren. Die Kolonne setzte sich in Trab, um dem nächsten Einschlag zu entfliehen, als das zweite Geschöß in einen Garten einschlug, Erde und Holz zu Turmhöhe aufwirbelnd. Eine Querstraße verzögerte einen Augenblick die Weiterfahrt; im Schatten der Bäume stand französische Artillerie.

„Sehen Sie, Dampierre“, rief Dr. Herber und wies auf drei Geschütze mit den dazugehörigen Munitionswagen, die am Rande des Gartens in Stellung

gegangen waren, „das sind die Frauen und Kinder, die wir so gerne umbringen. Sicher steht hier hinter Häusern und Sträuchern noch manche Batterie verborgen, die unsere Stellungen beschießt. Aber in die Welt wird unsere Barbarei, eine offene Stadt zu beschleßen, hinausposaunt, und sie wird es glauben.“

„Doktor, die Wahrheit wird doch einmal herauskommen.“

„Wahrheit?“ erwiderte Dr. Herber, „was heißt das? Für Völker ist Wahrheit eine Glaubensangelegenheit. Erinnern Sie sich doch der Gespräche mit Zivilisten und Gefangenen während des Vormarsches. Ich habe keinen einzigen getroffen, der nicht fest davon überzeugt war, daß Deutschland das arme Frankreich einfach überfallen habe, um es zu vernichten und zu berauben. Alles Reden, daß das Gegenteil der Fall ist, hilft nichts. Wahr ist, was die Menschen für wahr halten.“

Beim Anblick der Kathedrale befiel Dampierre eine unerklärliche Traurigkeit, gegen die er sich zähnezusammenbeißend wehrte. Auf dem Turm flatterten zwei Genfer Fahnen, die Abzeichen der Menschlichkeit.

Vor dem Hauptportal hielten die Wagen. Man trug die Verwundeten in die Kathedrale, deren Fußboden zum größten Teil mit Stroh bedeckt war. Es stammte noch aus der Zeit der deutschen Besetzung, die während der letzten Tage die Kathedrale als Hilfslazarett und Sammelstelle für Leichtverwundete benutzt hatte. Die Verwundeten wurden auf das sich um die Pfeiler häufende Stroh gelegt, die Offiziere dem Portal am nächsten. Dampierre konnte das ganze Schiff bis zum Chor von seinem Platz aus beobachten. Er versuchte, die Anzahl der Hithergebrachten festzustellen, sie mochte sich auf fünf Offiziere und hundertfünfzig Mann belaufen. Die fließende Beherrschung der französischen Sprache brachte es mit sich, daß Dampierre als der verantwortliche Führer der Verwundeten angesehen wurde. Er versuchte, in Unterhandlungen mit einem französischen Offizier für ärztliche Pflege der schwerverwundeten Kameraden zu sorgen.

„Sie sind hier doch in den besten Händen“, sagte lächelnd der Offizier und wies auf Schwester Maria und die beiden Nonnen, die ihre Kranken nicht verlassen hatten.

„In der Kiste dort liegt alles Notwendige.“

Dampierre erkannte eine Flasche Aether und ein Gefäß Jod sowie einige Verbandspäckchen — das war alles, was zur Pflege der Verwundeten vorhanden war. Es gelang ihm, eine der wenigen Matragen, die den Amputierten vorbehalten waren, für den Fähnrich zu bekommen.

Der französische Hauptmann erklärte Dampierre, daß es bei Todesstrafe verboten sei, die Kathedrale — was auch immer geschehen würde — zu verlassen. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß jeder, der den Versuch machen würde, hinauszu gehen, ohne weiteres erschossen würde.

Dampierre mußte den Befehl in deutscher Sprache bekanntgeben. Der Hauptmann stellte einige Posten mit aufgezopftem Seitengewehr vor die Eingangstür. Dann verließ er die Kirche. Die Tore schlossen sich.

Die Artillerie schwieg wieder seit Stunden, und Dampierre gab sich, nachdem die Erregung über die Ereignisse in ihm abgeklungen war, ermüdet, fast mit einem Gefühl des Geborgenseins dem Eindruck des Innenraumes hin. Wieder — wie damals — überwältigten ihn die ungeheuren Maße dieser Kirche, die Reinheit ihres Stils und die Harmonie aller Linien. Die wuchtigen Pfeiler stiegen mit den ihre Schwere auflodernden vier Halbsäulen zu den skulpturgeschmückten Kapitellen auf, aus welchen die schlanken Bündel der Rippen steil emporwuchsen, die farbigen Fenster trennend, um sich in dämmernder Höhe zu verstreben. Dann wurde das Auge von Joch zu Joch gezogen in die Tiefe des Langhauses hinein, bis schließlich in unwahrscheinlicher Ferne der Chor erglühete.

Weltabgeschlossen umfing die Kathedrale den Gläubigen mit dem Mysterium der Ewigkeit, beruhigte den Erlösungsuchenden gütig zu einem fast heiteren Frieden, stimmte die Seele wunderempfindlich durch das in flüssigen Tönen herabsinkende Licht. Noch hatte die Beschließung im Innern keinen bedeutenden Schaden verursacht, einzelne Scheiben nur waren geplatzt und herabgefallen.

Dampierre glaubte, den Fährnich etwas ablenken zu können, indem er ihm zu erzählen begann — soweit er sich an Einzelheiten erinnern konnte — von der Geschichte des Baues und den großen Krönungsfeierlichkeiten. Aber er verstummte unter dem Blick des Fährnichs. Uebernatürlich groß waren die Augen in dem fleingewordenen Gesicht.

„Oberleutnant, ich kann nicht mehr“, sagte der Fährnich zurücksinkend.

Lautlos mit geschlossenen Augen weinte er.

„Samsjörg, Kleiner, nicht flau machen — ich bin bei dir.“

Dampierre hielt die fiebrige Hand des Fährnichs umfaßt. „Doktor, bitte, kann man denn gar nicht helfen?“

Der Regimentsarzt kroch statt aller Antwort mühsam an das Lager des Fährnichs.

„Kleiner Mann, wird schon bald besser sein.“

Er gab dem Fährnich eins seiner letzten Betäubungsmittel.

Mit dem hereinbrechenden Abend sank die Dunkelheit sickernd von der Höhe des Gewölbes herab, füllte das Schiff mit graudunkler Dämmerung. Aber die sinkende Sonne ließ noch einmal die große Rose in warmem Glanz aufflammen, als entzündete sie Edelsteine, Rubine, Saphire und Smaragde zu flüssiger Glut. Dann blühten nur noch einzelne Scherben flackernd und verzuckend auf, bevor ein kühles Dunkel die Umrisse des Raumes auflöste.

Plötzlich erdröhnte der Riesenraum unter dem Widerhall unserner Einschläge. Das Echo des Zusammenbruchs auseinanderberstender Häuser fing sich donnernd im Wald der Pfeiler und verhallte grollend in den hohen Gewölben. Die Kathedrale schien lebendig geworden, als wären die Steine erwacht aus jahrhundertlangem Schlaf zu gewaltiger Sprache und drohender Gebärde. Jäh wurde Dampierre aus der Illusion gerissen, mit der ihn der Zauber der Dämmerstunde einschläfernd umwoben hatte: dies war nicht mehr die Stätte der Schönheit und des Friedens, der Geborgenheit und Zuflucht, des frommen Dienstes und der Versenkung in Gott — es war die Stätte der Verdammnis, eine grausame Halle, die sie umschlossen hielt, ein unentrinnbares Gefängnis, ein sinkendes Schiff. Zwischen Mensch und Gotteshaus entstand in diesem Augenblick eine Gemeinschaft des Schicksals: stürzten die ragenden Hallen, so begruben sie zerschmetternd die Verwundeten, fand die Kathedrale ihren Untergang, so starb mit ihr der Mensch.

Mit ohrenbetäubendem Krach barst ein schweres Geschloß an der Außenseite der Kathedrale — ein Zittern durchschwang ihren gewaltigen Leib. Fenster zerfeßten knallend; Steine, Splitter und Glas prasselten in das Innere, überstürzten die Verwundeten. In der Stille, die dem Schlage folgte, schien sich die Kathedrale zu feinerer Unerforschlichkeit wieder aufzureßen, im gestraffter Gespanntheit dem nächsten Stieb entgegenzutreten.

Aus der zergehenden Wolke von Pulverqualm und Staub ertönten die Rufe der Getroffenen und das Wimmern der Hilflosen. Leichtverwundete kamen herbei, zu helfen und die Schwestern zu unterstützen. Einem Amputierten hatten die Splitter das Gesicht zerschnitten, und der Erblindete schrie, schrie zum Entsetzen der Kameraden, bis das ihm in den Mund laufende Blut die Stimme gurgelnd erstickte.

Die Geschütze verstummten mit der hereinbrechenden Nacht. Dr. Herber, der ungeachtet seiner eigenen Wunden sich um die Neuverletzten bemüht hatte, kam, von einer Schwester gestützt, zurückgehumpelt.

„Dampierre“, sagte er, „ich fürchte, dies war nur das Vorspiel heute. Die Beschießung wird weitergehen. Unsere Seeresleitung wird sichere Beweise dafür haben, daß der Turm einen Beobachtungsposten birgt und hält die Fenster Fahne für eine gemeine Kriegslist. Von uns hat man keine Ahnung.“

Die französischen Soldaten hatten sich in dem Zugang des Turmes, der mit seinen mächtigen Mauern den besten Schutz bot, zurückgezogen, und Dampierre war es gelungen, für die Leichtverwundeten zu erreichen, daß auch sie im Falle einer neuen Beschießung dort Zuflucht nehmen durften. Das Betreten des anderen Turmes blieb strengstens untersagt.

Dichter floß die Nacht durch das Schiff der Kirche.

Der Fähnrich phantasierte im Fieber.

„Doktor — kommt er durch?“ fragte Dampierre.

Der Arzt machte eine müde Bewegung. „Eine zweite Operation hätte ihn vielleicht retten können. Gegen die Sepsis ist nichts mehr zu wollen.“

Der Fähnrich gab Befehle:

„Auschwärmen — mehr nach links — bis zu den Büschen.“ Er schien ein Gefecht des Vormarsches wieder zu erleben.

„Oberleutnant — die Kathedrale — die Kathedrale.“ Er streckte mit dem Ausdruck höchster Angst die Hand von sich.

„Mutter“, rief er, „Mutter!“

Es war wie der letzte Schrei eines Ertrinkenden. Dampierre versuchte, ihn zu beruhigen. Nur den Arm brauchte er auszustrecken, um die Hand des Freundes zu halten — aber nichts konnte er ihm abnehmen von der Qual und dem Kampf, ihn nicht zurückreißen von der Schwelle des Todes. Hilflos mußte er zusehen, wie der andere unterging.

„Schwester Maria!“ rief Dampierre, als gäbe es noch eine Rettung, ein letztes Mittel.

Sie kam. Ihr müder Gang verriet, daß sie am Rande ihrer Kräfte war.

„Hansjörg“, sagte sie leise, „ich bin da“. Ihre Arme umschlossen ihn.

„Wie gut, daß du gekommen bist — wie gut.“ Still und ruhig wurde der Kleine.

„Unsere liebe Frau“, konnte Dampierre noch denken, dann überwältigte ihn Schwäche und Schlaf.

Als er erwachte, strömte eine fahle Dämmerung in den Raum. Er versuchte, sich zu besinnen. Zwischen ihm und dem Fähnrich lag Schwester Maria schlafend am Boden, ihr Kopf war auf die Brust des Fähnrichs gesunken — und er dauerte einen Augenblick, bevor Dampierre wußte, daß der Fähnrich tot war.

Am Morgen kam ein Geistlicher in die Kirche. Er war noch jung, von asketischer Magerkeit. Aus dem bleichen und kantigen Gesicht sahen die Augen mit dem tiefen Blick eines Wanderers, der den Weg nach innen geht. Dr. Herber beschwor ihn, für ärztliche Hilfe zu sorgen, und wies darauf hin, daß am gestrigen Tage die Verwundeten keine Verpflegung bekommen hatten. Der Abbé versprach, sein Möglichstes zu tun, er erreichte nur, daß die Verwundeten einen Becher Suppe erhielten und Brot, das noch für einen halben Tag langte.

Die Kathedrale selber war an diesem Tage weniger das Ziel des Feuers, als ihre unmittelbare Umgebung, in der französische Batterien vermutet wurden.

Immer wieder jedoch schlugen Sprengstücke durch die Schelben, splitterten Steinbrocken auf die Verwundeten herab, die sich zu schützen versuchten, indem sie je nach der Schußrichtung um die Pfeiler rutschten. Ihre Nerven waren zum

Zerreißen gespannt — sie hörten die fernen Abschüsse, das orgelnde Heranbrausen der Geschosse und erwarteten in rasender Ungeduld die Einschläge. Ein Gefühl verzweifelter Ohnmacht befiel sie. Wieder gab es Verwundete und Tote.

Während der Feuerpause kamen französische Zivilisten in die Kathedrale. Sie betrachteten die Deutschen wie seltsame Raubtiere, erzählten einander schauernd von den Untaten und Greueln der Barbaren. Wachtposten mußten die drohende Menge zurückdrängen. Ein älterer Mann, den anscheinend Mitleid erfaßt hatte, klopfte Dampierre auf die Schulter:

„Fürchten Sie keine weiteren Bombardements. Morgen schießen die Deutschen nicht mehr.“

„Und warum nicht, Monsieur?“ fragte Dampierre.

„Wir haben große Marinegeschütze herangebracht, die werden die deutschen Batterien zum Schweigen bringen.“

„Aber es wird doch schwierig sein, Stellungen für so schwere Geschütze zu finden“, tastete Dampierre vor. Der Alte lächelte fast gutmütig:

„Aber nein“, sagte er, „auf den Boulevards ganz in der Nähe.“

Ein hinzutretender Posten schob den Alten mit dem Gewehrkolben fort.

Am Abend wurde noch einmal die Umgegend der Kathedrale unter Feuer genommen. Von der Höhe des Gewölbes rieselte durch die Erschütterung gelöster Staub herab und füllte wie Rauch den Raum. Durch die große Rose warf die Sonne das Farbenpiel der Scheiben und ließ die feinen Staubteilchen wie einen Regenbogen entbrennen.

Während die Schwerverwundeten sich hinter den Pfeilern zusammenkauerten und die Posten, Leichtverwundeten und Schwestern zwischen den felshaften Quadern des Turmes Deckung suchten, lag der Abbé vor dem Hauptaltar auf den Knien und betete zu Gott um Schutz für seine Kathedrale, um das Wunder der Errettung.

Ein schwerer Mörserschuß durchschlug das Dach. Die Kathedrale brüllte, Blöcke stürzten herab, Risse zeigten sich im Gewölbe — aber noch hielt es stand.

Der flackernde Glutschein einer Feuersbrunst warf in der Nacht gespenstische Lichtflecke und Schatten gegen die Pfeiler.

Die Gedanken an den kommenden Tag ließen die Verwundeten kaum Schlaf finden. Seit sie wußten, daß in der Nähe Ferngeschütze in Stellung gebracht wurden, war ihnen klar, daß das Bombardement in verstärktem Maße aufgenommen werden würde.

„Wenn die Kathedrale zusammengeschossen wird, dann werden Sie die ersten Opfer sein“, hatte der General gedroht.

Der Morgen des dritten Tages verlief wider Erwarten ruhig — und doch hatte gerade die Untätigkeit der Front etwas unheilvoll Bedrohliches, als zöge sich ein Gewitter langsam und unausweichbar zusammen. Gegen Mittag verrieten nahe Abschüsse, daß die Franzosen sich einzuschließen begannen. Eine halbe Stunde später rissen die deutschen Batterien wie ein Wolkenbruch los, hämmerten die donnernden Einschläge auf das Viertel, in dem die Kathedrale lag, zertrümmerten Häuser, verschütteten Straßen mit einstürzenden Wänden, schlug eine Riesenkeule in hemmungslosem Zorn auf die Stadt. Die Kathedrale lag, wie beseelt von gebändigter Leidenschaft zum letzten Widerstand bereit, zunächst noch ungetroffen, gleich einem Schiff im ruhigen Zentrum des Monsuns. Aber dann stürzte die Welle der Einschläge näher heran, brach krachend an der mächtigen Mauer aufschäumend zusammen, riß die Statuen wütend aus ihrer Höhe herab, verstümmelte ihnen Köpfe und Glieder, zerfetzterte mit gellendem Schrei die letzten Scheiben des Seitenschiffes, stürzte sprühend in das Innere mit einer Flut von Trümmern,

Splittern und Glasfetzen, sich um die Pfeiler versprühend, die wie Wellenbrecher die Verwundeten beschirmten.

Das Trommelfeuer verstummte ebenso plötzlich, wie es begonnen, nur einzelne große Kaliber fielen noch auf die Stadt wie die letzten Tropfen eines weiterziehenden Unwetters. Die Stille nach dem Höllenglärm war wie ein Atemzug der Erholung. Die Spannung der Nerven begann nachzulassen, als eine neue, furchtbarere Gefahr allen bewußt wurde. Brandgeruch füllte langsam das Schiff. Dampferre riß sich zusammen: die Zeit des untätigen Erduldens war vorüber, jetzt mußte gehandelt werden, sollten nicht alle verloren sein. Er beriet sich mit den Kameraden, die — körperlich gelähmter als er — ihm die Führung anvertrauten. Der Wind blies bereits durch die hohlen Fenster einzelne Funken herein. Sie segelten, glühende Punkte, durch den Raum. Die Leichtverwundeten bemühten sich, dem Befehl folgend, mit ihren Mühen die Funken zu fangen und zu löschen. Die Franzosen hatten, die Gefahr erkennend, die Kathedrale eiligst geräumt. Der Abbe kam hereingestürzt, leichenfahl, verzweifelt:

„Das Turmgerüst brennt — die Feuerwehr ist machtlos!“

Eine Granate hatte das Holzgerüst an der Basis entzündet, die Flammen kletterten an den dünnen Stangen aufwärts, sprangen lodernd von Stodwerk zu Stodwerk, umzingelten den Turm mit unheimlicher Geschwindigkeit, schnellten, als würde der Feuerstrom wie von einem Kamin angezogen, die ganze Höhe des Baues empor, zerrissen triumphierend die Fahnen: eine Riesensackel schlug himmelauf.

Obwohl die Funken jetzt zahlreicher in das Innere drangen, gelang es noch immer den Bemühungen der Soldaten, sie zu ersticken, bevor sie den Boden erreichten.

Plötzlich krachte das gewaltige Gerüst, an seinem Fuß bereits zersessen, mit Donnergetöse in sich zusammen. Ein ungeheurer Funkenregen ergoß sich gleich einem Sturzbach in das Innere, überschüttete wie glühender Hagel die Verwundeten, die verzweifelt um sich schlugen, als gelte es, einen Angriff wütender Hornissen abzuwehren. Ueberall flammte das Stroh auf, gelblich-graue Rauchschwaden füllten die Luft. Silbslos lagen die Schwerverwundeten inmitten des brennenden Strohs. Die Leichtverwundeten rissen sie aus den qualmenden Haufen, zerrten sie ungeachtet ihrer Wundschmerzen über den Steinboden.

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Türen, johlend drang eine Meute von Zivilisten herein, raubte den Widerstandsunfähigen mit gierigen Händen: Achselklappen, Knöpfe, Riemen, Helme und Mützen. Wie Geier auf ein verendetes Tier sich werfen, plünderten sie die dem Untergang Geweihten.

„Verbrennen sollt Ihr — verbrennen!“ kreischte ein Weib in Lumpen zwischen Flammen und Rauch hüpfend, als vollführte es einen grotesken Totentanz. Wie ein grauenvoller Spuk verschwand eiligst die entseesselte Bande mit ihren Tropheäen.

Dampferre vermochte sich mit Hilfe eines Besens, dessen Bürste er unter die Achsel geklemmt hatte, aufrecht zu halten. Er befahl einigen Soldaten, aus dem entfernteren Teil der Kirche das noch nicht entzündete Stroh abzutrennen und durch eine Seitentür zu entfernen. Das mühsame Werk gelang, aber inzwischen hatte das Feuer Kanzel und Gestühl ergriffen, verlegten Flammen und undurchdringlicher Qualm der Gruppe den Rückweg. Dem Erstickungs- und Feuertode gleichzeitig bedroht, flohen sie aus der Kathedrale und bargen sich in einer wenige Schritte entfernten Bretterbude. Die Flucht war bemerkt worden. Französische Soldaten stürmten heran und gaben blindlings Gewehrjalen in den Schuppen, bis sich nichts mehr zu regen schien.

Im Innern der Kathedrale versuchten die Gefangenen, von Pfeiler zu Pfeiler sich schleppend, dem Flammenmeer zu entgehen. Unerträgliche Hitze sengte die Haut, immer mühevoller wurde das Atmen. Beizender Schmerz verschloß die Augen.

Wie eine Erscheinung tauchte die Gestalt des Abbé zwischen ihnen auf.

„Oberleutnant“, sagte er zu Dampierre, „ich will die Gefangenen auf eigene Verantwortung hinausführen und sie nach der Küsterei bringen. Lassen Sie eine Doppelreihe bilden und sorgen Sie an der Spitze dafür, daß niemand dem Zug vorausellt oder die Reihen verläßt.“

Dampierre gab die notwendigen Befehle. Die Leichtverwundeten stützten die schwächeren Kameraden, schleppten die Amputierten mit sich. Der Geistliche öffnete die Tür: Die Sorge, daß niemand vergessen zurückbliebe, ließ ihn noch einmal umkehren.

Der Ausmarsch begann. Die ersten Schritte außerhalb der Kathedrale waren eine Erlösung. Luft — man konnte atmen.

Der Platz vor der Kirche war schwarz von Menschen. Mit entsetzten Augen sah die Menge auf zu den lodernden Türmen, verfolgte den Todeskampf ihrer Kathedrale, den Untergang des Nationalheiligtums. Als die Spitze des Zuges heraustrat, brauste aus tausend Kehlen ein Wutschrei auf. Besinnungslos vor Schmerz über die Schändung des Gotteshauses, die Beschließung der Stadt, über die Opfer an Toten, geschreut und aufgepeitscht durch Gerüchte von grauenvollen Schandtaten der Deutschen, forderte die Masse Vergeltung.

Französische Infanterie in zwei Gliedern hielt die Menge wie ein Gitter zurück. Dampierre hatte erst wenige Schritte gemacht, als ihn der Befehl eines französischen Offiziers wie ein Schlag traf:

„Halt!“

Ein kurzes Kommando ertönte: die erste Reihe der Soldaten ging knieend, die zweite stehend in Anschlag.

„Kehrt!“ brüllte der Hauptmann die Deutschen an.

Dampierre wollte dem Franzosen das Unmenschliche seines Befehls bedeuten und wies auf die Kathedrale, aus deren Dach jetzt zwischen schmelzenden und sich lösenden Bleiplatten grünliche Stacheln aufflammten. Aber außer sich vor Wut schrie der Hauptmann:

„Wenn Ihr Vorgesetzter bis drei nicht wieder in der Kathedrale seid, lasse ich schießen.“

Mit kalter Stimme begann er zu zählen:

„Eins — zwei — und . . .“

Für Sekunden schwankte Dampierre. Der Tod durch die Kugel schreckte ihn jetzt nicht mehr, aber der Gedanke an die Kameraden, die sich zum größten Teil noch innerhalb der Kathedrale befanden, bestimmte seine Entscheidung:

Er gab den Befehl zum Rückmarsch.

Dampierre lehnte gegen einen Pfeiler, die Augen geschlossen. „Was nun“, dachte er, „was nun!“

Schwester Maria packte ihn an der Schulter.

„Das ist doch nicht möglich“, sagte sie weinend. „Dampierre, können Menschen denn wirklich so grausam sein!“

Es war, als suche sie Schutz an seiner Brust.

„Maria“, sagte er, „Maria.“

Im plötzlichen Entschluß richtete sie sich auf:

„Ich gehe hinaus. Ich als Frau kann Euch vielleicht noch retten. Ich will draußen erzählen, was hier geschieht. Ich hoffe auf ein Wiedersehen.“ Sie eilte hinaus. Noch ehe die Tür sich geschlossen hatte, sah Dampierre, wie ein Posten sie

am Arm packte und zu Boden warf. Kurz danach erschien ein Sergeant am Eingang und rief laut:

„Sind noch mehr Frauen in der Kirche?“

Dampierre bejahte.

„Sie sollen sofort die Kirche verlassen, Frankreich kämpft nicht gegen Frauen.“

Die Ordensschwwestern weigerten sich zu gehen.

„Gott will, daß wir bei Euch bleiben“, sagten sie. Fast mit Gewalt mußten sie hinausgedrängt werden.

Gleich darauf gingen die Windsänge der Hauptportale in Flammen auf, schwarze Wolken wie aus Schloten entquollen ihnen, dichter und glühender schwelte der Qualm. Aus braunen Nebeln züngelten die näherkommenden Flammen. Erschöpft durch den hoffnungslosen Kampf ergaben sich die Verwundeten mit der zunehmenden Atemnot stumpf in ihr Schicksal. Schon sanken einzelne ohnmächtig zu Boden.

„Dampierre“, sagte Dr. Serber, von Hustenanfällen geschüttelt, „wenn jetzt kein Wunder geschieht — ist es in den nächsten Minuten mit uns zu Ende.“

Zwischen das Zischen des Feuers, das knatternde Zerbrechen der eichenen Dachstuhlträger, die dröhnend auf das Deckengewölbe schlugen, mischte sich ein plätschernder Klang, als flösse Wasser herab, das auf den Boden der Kathedrale aufschlagend in tausend Tropfen verspritzte: das Blei des Daches schmolz, sprühte durch die Risse des Gesteins herab.

Der Abbé kam schwankend durch den Rauch. Seine Augen leuchteten in verzweifelter Entschlossenheit.

„Bilden Sie noch einmal den Zug“, sagte er zu Dampierre, „Sie haben nichts mehr zu verlieren. Hierbleiben ist sicherer Tod. Wir wollen einen letzten Versuch machen. Ich selber werde euch führen und zu meinen Landsleuten sprechen. Sollten sie dennoch schießen, so werden sie mich als ersten treffen — und ich sterbe mit euch im Dienste der heiligen Kirche.“

Noch einmal versuchte sich der Zug zu ordnen.

Die Kathedrale glich einem riesigen Scheiterhaufen. Bis zur Turmhöhe schlug die Brandung der Flammen über ihrem Rücken zusammen. Wie ein Mensch die brennende Kleidung in rasendem Schmerz vom Leibe zerrt, riß die Kathedrale Geheh aus der Haut des Daches, schleuderte schüttelnd glühende Bohlen herab. Die Tiergestalten der Wasserspieeler reckten sich auf, streckten sich weit hinaus, spien fauchend aus dämonischen Gratenmäulern — als wären sie nach jahrhundertelangem Frondienst endlich ihrem wahren Element zurückgegeben — flüssiges Blei in silbernem Strahl. Schutzhuchend unter Baldachinen und vorspringendem Gesimse streckten Heilige die steinernen Hände hilfselehend zu Gott oder erwarteten in demütiger Ergebenheit das nahende Ende, lächelten seraphische Gestalten in himmlischer Verzückung dem Feuertode entgegen. Der zierliche Dachreiter des Chores neigte sich, knickte kraftlos zusammen, von seinem Gipfel löste sich der kupferne Engel himmelfahrtbereit, stürzte — verdammt — kopfüber herab. Aufschreiend sausten die Glocken in die Tiefe.

Atemlos folgte die Menge dem graußigen Schauspiel. Zur Salve bereit stand das Militär.

Das Portal öffnete sich. Wie dampfender Atem schlug eine Fahne von Rauch heraus und flatterte aufwärts. Der Verwundetenzug erschien, an seiner Spitze der Abbé, als wollte er mit seinem Leibe die ihm folgenden decken. Den Blick emporgerichtet auf ein fernes Ziel, in den Händen — wie eine Anklage — ein verkohltes Kreuzifix hochhaltend, schritt er blaß und schwächlich, begeistert zu göttlicher Tat wie ein Traumwandler voran.

Mit lauter Stimme forderte er die Soldaten auf, ihn zuerst zu treffen, wenn sie das Verbrechen eines vielfachen Mordes begehen wollten. Beschwörend schwang seine Stimme hinaus über den Platz, über die sich duckende Menge:

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen, im Namen Jesu Christi und der Heiligen Jungfrau . . .“

Unschlüssig stand der Hauptmann. Die Gewehre seiner Soldaten senkten sich mit jedem Schritt, den der Abbé näherkam. Ueberwunden gab der Hauptmann die Erlaubnis zum Abmarsch.

Dem Abbé entsank das schwere Kreuz, auf seinem Antlitz lag ein verzücktes Lächeln. Ganz langsam nur konnte sich der traurige Zug vorwärtsbewegen. Jammervoll war der Anblick der Verwundeten. In versengten und zersehten Uniformen, die Verbände verschmutzt und durchblutet, schwankten sie bei jedem mühsamen Schritt, starrten zu Tode übermüdet ausdruckslos auf die Menge, vor Schwäche und Erschöpfung gleichgültig gegen das eigene Schicksal, zerrten sie zusammengebrochene Kameraden wie leblose Körper hinter sich, versuchten einzelne, sich kriechend fortzubewegen. Dampierre flehte den Hauptmann an, die noch im Innern der Kathedrale bewußtlos Zurückgebliebenen bergen zu lassen. Aber kaum hatte er seine Bitte ausgesprochen, als ein Teil des Gewölbes niederbrach, den Zugang verschüttend.

Ein aus der Menge geschleudertes Stein war wie ein Signal zum Angriff. Der Bann, mit welchem die Worte des Abbé die rasende Masse bezähmt hatte, war gebrochen. Schreierend forderte heranstürmender Pöbel die Tötung der Deutschen, versuchte den abwehrenden Soldaten die Waffen zu entreißen.

„Kriechen sollen die Verbrecher, kriechen!“ Ein Hagel von Steinen prasselte auf die Verwundeten, der Zug kam ins Stocken. Ein Vorwärtskommen bis zu der unfernen Küsterei war unmöglich. Das französische Militär mühte sich, die Menge zurückzudrängen. Aber erst als es von einem Gefühl soldatischen Mitempfindens erfaßt, angeekelt durch das Uebermaß der Quälerei, mit der blanken Waffe vorging, gelang es, den Weg bis zu einem der nächsten halbzerstörten Häuser frei zu machen. In die zwei kleinen Zimmer eines Papierladens wurden die Deutschen eingepfercht; saßen, lagen und hockten sie, Körper an Körper, auf dem Boden, dem Ladentisch, auf der verfallenen Treppe. Draußen lärmte der Mob bis in die späte Nacht.

In vollkommener Teilnahmslosigkeit verbrachten die Verwundeten die Nacht, sanken in todähnlichen Schlaf. Mit dem steigenden Tag erst erwachte allmählich in ihnen neuer Wille zum Leben. Seit Tagen unverpflegt, litten sie nagenden Hunger. Die Versuche der Wache, Verpflegung zu beschaffen, verliefen ohne Erfolg; es war keinerlei Vorsorge getroffen. Schließlich legten die Deutschen alles französische Geld, das sie bei sich fanden, zusammen. Für wenige Franken besorgte ein Wachtposten Schokolade.

Am Abend besuchte ein höherer französischer Offizier die Gefangenen, ließ Brot und Konserven von Sanitätärn herbeischaffen und traf Vorbereitungen zur Ueberführung in ein Lazarett.

Im Morgendämmern des nächsten Tages erschien die Sanitätskolonne. In dieser frühen Stunde ging der Abtransport unbelästigt vor sich. Die Gefährte holperten über das von Einschlügen aufgerissene Pflaster, überquerten den Platz, auf dem die Statue der Jeanne d'Arc unversehrt stand. Dampierre warf einen letzten Blick auf die Kathedrale. Die brandgeschwärzten Türme ragten noch rauchend in den blassen Himmel, verstümmelt, aber ungebrochen. Zerشلagen erhob sich das gewaltige Schiff, blutend aus unzähligen Wunden, in seinen Grundfesten unerschütterte, beherrschend über die Trümmer der Häuser, auch als Ruine noch von kolossaler Majestät.

Dampierre dachte an die Kameraden, denen die Kathedrale zum Grab geworden war — an Hans Jörg.

Die Wagen bogen in eine Seitenstraße ein. Unter den wenigen Fußgängern, die sich schon zeigten, entdeckte Dampierre den Abbé. Er rief ihn an. Der Priester trat näher.

„Herr Abbé, im Namen aller Deutschen möchte ich Ihnen von ganzem Herzen danken“, sagte Dampierre. „Ihnen allein verdanken wir unsere Rettung.“

Der Abbé machte eine abweisende Bewegung.

„Nicht mir, nicht mir“, sagte er, „nur Gott.“ Er hob die Hände wie zum Segen.

Weiter fuhren die Wagen. Lange sah der Abbé ihnen nach.



Viele Monate später erfuhr Dampierre in einem Gefangenenerlager der Normandie, daß der Abbé als Feldgeistlicher im vordersten Graben durch eine deutsche Granate getötet worden war.

Paul Fechter

Der aktuelle Wedekind

Kaum fünfzehn Jahre sind seit dem Tode Frank Wedekinds dahingegangen. Als der Zusammenbruch von 1918 erfolgte, glaubte ein Teil der deutschen Bühnen, in seinem Werk so etwas wie ein Spiegelbild der irren Zeit vor sich zu haben; es wurde große Mode, die Büchse der Pandora, die man bis dahin nur in geschlossenen Veranstaltungen hatte sehen können, den Erdgeist, Schloß Wetterstein aufzuführen. Das Werk Wedekinds erlebte einen Aufschwung, wie man ihn seinem Dichter bei seinen Lebzeiten gern gewünscht hätte, und erlebte zugleich eine völlig falsche Deutung. Eine von Anbeginn ins Amoralische absinkende, zur Beseitigung von Schranken und Hemmungen neigende Zeit übersah, daß in diesem Werk des Dichters nicht ein Revolutionär in ihrem primitiven Sinn sprach, sondern ein Revolutionär der Zukunft, ein Moralist, der nicht Schranken eintreiben, sondern errichten wollte. Der Anteil, den die damalige Welt an seinem Werk nahm, beruhte im Grunde auch auf dem tragischen Irrtum, der sein Leben von Anfang an verbittert hatte. Die Zeit glaubte ihn zu verstehen und verkannte ihn so sehr, wie ihn nicht einmal die bürgerliche Welt vor dem Kriege verkannt hatte. Es war kein Wunder, daß diese Begeisterung für Lulu und Franziska, für Klara Sühnerwadel und den Springfritzen nur zu bald wieder versank: die verwirrte Zeit suchte den Zugang zu Wedekind vom falschen Ende her und fand insofgedessen überhaupt keinen. Sie versuchte, ihn für sich auszunutzen und übersah, daß dieser Dichter mit seinem fordernden Werk ein Gegner ihrer gesamten Tendenzen und ein Mann war, dessen Prophetie und prophetische Kritik erheblich mehr Kraft besaß, als notwendig war, nur die Zeit unmittelbar nach seinem Tode zu fassen und zu treffen. Der Kritiker Wedekind und der Dichter Wedekind waren viel zu stark, um als Verklünder einer Episode angesehen werden zu können, wie es die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch von 1918 für das Reich nun einmal waren.

Wenn man heute in einer sehr veränderten Welt das Werk Frank Wedekinds wieder einmal vornimmt, erlebt man etwas sehr Merkwürdiges und Ueberraschendes. Ich habe

in der Zeit um 1920 einmal den Versuch gemacht, das Wesen dieser stärksten dramatischen Erscheinung der Zeit vor dem Kriege in seinen Hauptzügen deutend zu fassen. Das Beginnen hatte gerade damals einen starken Reiz, zugleich aber erlebte man bei der Arbeit immer wieder, daß man auf Stellen, Szenen, Äußerungen stieß, vor denen man sich, sobald man unvoreingenommen mit dem Dichter und sich selber umging, sagen mußte: hier liegt etwas vor, zu dem der zeitliche Abstand noch zu gering ist, als daß sich die Linien und Formen der wirklichen geistigen Wesenheit schon ganz klar dem Auge des Betrachters darstellen können. Man erlebte das merkwürdige Gefühl, noch zu nah an etwas zu Umfassendem zu stehen, als daß man schon seine Totalität und seine Ganzheit mit einem Blick hätte erfassen können. Man versuchte, einen Teil dieser Unfähigkeit, Abstand zu bekommen, auf sich selber zu nehmen, auf eigenen Erfahrungsmangel und fehlendes Alter: man hatte aber zugleich ständig das Gefühl, daß das nicht nur persönliches, sondern noch allgemeines Zeitschicksal war. Die Erscheinung Wedekind mußte mit der gesamten Welle seiner Zeit erst weiter hinter den Nachgeborenen zurückbleiben, ehe man den Dichter und das Werk in der Gesamtlandschaft der Zeitgeschichte überblicken und sein wirkliches Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen konnte.

Wenn man nun, wie gesagt, heute, zwölf Jahre später, das Werk wieder vornimmt, erlebt man die Ueberraschung, daß es in der Zwischenzeit der letzten Jahre, die für die Bühnen eine Zone des Schweigens waren, in der kaum jemals da oder dort irgendein Nebenwerk des Dichters auftauchte, ein sehr anderes, viel klareres, viel mehr von seinen Rätselfeln preisgebendes Gesicht bekommen hat. Man sieht mit völliger Klarheit den Irrtum, den die Zeit nach dem Zusammenbruch beging, als sie glaubte, Frank Wedekind für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Man sieht, daß im Gegenteil der Dichter der „Zensur“ der schärfste Gegner alles dessen war, was wir in den vergangenen Jahren in der Öffentlichkeit und zum Teil auch im privaten Dasein erlebt haben. Aus der Perspektive des Heute wird Wedekind zum warnenden Gestalter der Unterweltmächte, die längst unter der scheinbar so gesicherten bürgerlichen Welt am Werk der Zerstörung waren — und er wird zugleich zum Verflüchter der herauskommenden neuen Kräfte, aus denen eine neue, andere, bessere Welt entstehen könnte.

Das ist nun nicht in dem Sinne zu verstehen, daß Wedekind etwa naturalistisch die organisierten Mächte der Zeit, die sich gegen das Bürgertum stellten, abgemalt hätte, daß er das Proletariat im Kampf gegen den Kapitalismus auf die Bühne zu bringen versuchte oder für eine neue Welt jenseits der beiden Gegensätze plädiert hätte. Diese Art von Dichtung überließ er Anderen; er stieg mit seinem Werk und seinen Gestalten bis da hinab, wo die eigentlichen Triebkräfte des Lebens sichtbar werden, zeigte dort die Mächte, die die bürgerliche Welt zu zerstören drohten, sobald man sie nicht in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannte und bannte. Er überließ sich mit witternden Sinnen den eigentlichen Kräften der Zeit, sah stärker und klarer denn irgendein Anderer neben ihm die Schwäche der scheinbar noch herrschenden Zeitenergien und erkannte mit einer fast unheimlichen Schärfe das Wesen und die Welt des Kommenden. Der Dichter Wedekind, in dem die Meisten nicht nur zur Zeit seines stärksten Arbeitens, sondern fast bis ans Ende einen Münchener Bohème-Typus sahen, einen Mann des Cafés hauses mit erotischen Interessen, ist, das beginnt sich heute mit immer stärkerer Klarheit herauszuschälen, einer der wesentlichsten Kritiker seiner Zeit gewesen, und zwar Kritiker der Vorgänge an den Wurzeln seiner Zeit. Er hat diese Kritik nicht geübt mit Kritik, Verneinung, Ablehnung, sondern indem er visionär auf die lauende Katastrophe hinter dem scheinbar Gesicherten wies, die Abgründe, über denen das Leben der bürgerlichen Welt dahintaumelte, sichtbar machte, und zugleich indem er zeigte, auf welchen Bahnen für ihn deutlich erkennbar das neue, lebendige Leben bereits zog. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß dieser viel Verkannte schon vor dem Ende des 19. Jahrhunderts die Kräfte des Zeitigen so sehr gespürt hat, daß er erst heute wahrhaft aktuell wirkt. Nicht im Politischen, nicht

im wirtschaftlich Sozialen; das war für den Dichter Wedekind naturgemäß nur Erscheinungsform dahinterliegender Mächte; diese Mächte selber waren es, die ihn interessierten. Er sah, in welcher Richtung die Wirkung dieser Kräfte ging, und erkannte Dinge, die um so erstaunlicher waren um der Zeit willen, in der er sie erkannte.

Ein Beispiel: im Jahre 1898 starb Contr. Ferd. Meyer, Paul Sepse lebte noch; Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ erschien gerade, und die Jungen berauschten sich an den Versen des jungen Hofmannsthal, den damals die Münchener „Jugend“ durch den Abdruck des Spiels vom Toren und vom Tode populär gemacht hatte. Bismarck starb ebenfalls in diesem Jahr; Frank Wedekind aber schrieb 1898 in seiner unfreiwilligen Muße auf dem Königstein die kleine Erzählung Minehaha oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Wenn man heute dieses merkwürdige kleine Buch liest, stellt man mit Erstaunen fest, daß hier fast alles vorweggenommen ist, was erst die Zeit nach dem Kriege an körperlicher Erziehung für die Weiblichkeit durch Sport, Gymnastik und Tanz hervorgebracht hat. In diesem Buch ist noch vor dem Ende des 19. Jahrhunderts das ganze Körpergefühl des heutigen Menschen vorweggenommen, ist die Bewegung auf rhythmische Gymnastik hin, auf den neuen Tanz jenseits des Balletts, auf einen Sport, der tiefere Wirkungen hat als nur sportliche, von einem Dichter prophetisch vorempfunden und vorgefaltet.

Verbundenheit mit den Kräften des Kommenden war es, die überhaupt das Grundwesen des Dichters Wedekind ausmachte. Er stand zeit seines Lebens im Kampf gegen die Unlebendigkeit des bürgerlichen Daseins — nicht etwa gegen die bleibenden, im menschlichen Wesen ruhenden und aus ihm immer neu nachwachsenden Lebensformen der bürgerlichen Welt. Er begriff schon ganz früh, daß das Entscheidende eine Veränderung in den Grundlagen war, nicht in den Erscheinungsformen und den Organisationen, wie die primitive materialistische Milieulehre des Sozialismus und des aufgeklärten Bürgertums annahm. Frank Wedekind war der erste Dichter einer nicht nur theoretischen Eugenik, der Kündler einer neuen Rasse, einer neuen Schönheit aus einem neuen Lebens- und Körpergefühl heraus und darum sinnvoll der erste, der begriff, daß der Anfang nicht bei den Erwachsenen, sondern bei den Kindern gemacht werden mußte. Schon der junge Wedekind hatte erkannt, daß zu der körperlichen Erziehung der jungen Mädchen eine Wandlung im Geistigen treten mußte, daß es vor allem darauf ankam, die Betrachtungsweise des Erotischen in eine andere Sphäre, eine reinere und vor allem eine wirklichere, von den Gegebenheiten der Natur ausgehende zu heben. Bereits in seinem zweiten Drama „Frühlings Erwachen“, das der Sechszwanzigjährige 1890 schrieb, sprach er mit voller Klarheit aus, was anders werden mußte, zeigte er, wie viele Opfer die falsche Verschleierung der natürlichen Vorgänge unter den jungen Menschen forderte. Wedekind hatte schon damals begriffen, daß das wirkliche Leben von ganz anderen Kräften bestimmt wird als von Büchern und Schule, Bildung und den Bräuchen, die die Erwachsenen vor den Kindern aufbauen. Er hatte den Mut, die wirklichen Lebensprobleme junger Menschen mit ihren wirklichen, gefährlichen Triebkräften zu zeigen und zugleich mit einer überraschenden Klarheit die Problematik der bürgerlichen elterlichen Betrachtungsweise aufzuzeigen. Es ist schwer vorstellbar, daß die Unterhaltung zwischen den Eltern Melchior Gaboris bereits vor mehr als vier Jahrzehnten geschrieben wurde. Wenn man heute die Dramen aus dieser Zeit liest, bekommt man das Gefühl, daß dieser Mann mit einem ungeheuren Staunen durch seine Zeit gegangen sein muß, daß er nicht begreifen konnte, mit was für einem verdünnten Lebensabsud sich die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ja eigentlich alle seine Zeitgenossen begnügten. Frank Wedekind verneinte die bürgerliche Welt und die bürgerliche Geistigkeit seiner Zeit nicht aus politischer Haltung oder aus der billigen Rebellion des jungen Menschen oder des grundsätzlichen Bohemien. Er hatte einfach darum keinen Zugang zu ihr, weil er aus dem Lebendigen lebte. Wenn er, wie er selber des öfteren sagt, zu den Menschen ging, die keine Bücher lasen, und in seinen Dramen

versuchte Gestalten hinzustellen, deren Wirklichkeit nicht durch fremde Begriffsinfektion verfälscht und verdorben war, dann geschah das nicht aus theoretischen Erwägungen heraus, aus einer begrifflichen Dialektik, sondern weil er in seinen lebendigsten Momenten empfand, daß aus dieser Welt der Bücher und der allgemeinen Bildung zunächst nichts Lebendiges mehr kommen konnte. Zu einer Zeit, als die Bildungsgeistigkeit noch sehr viel stärker war als heute, als es erst in ihrem Gebälk zu knistern begann, empfand Wedekind zusammen mit wenigen Menschen der jüngeren Generation bereits die Notwendigkeit, die zerstörenden Wirkungen einer nicht lebendigen, sondern nur hoch im Begrifflichen fundierten Geistigkeit einmal eine Weile auszuschalten und das wirklich Wirkliche wieder in seine Rechte einzusetzen. Wir alle, die wir etwa um eine Generation jünger sind als er, zum Jahrgang 1880, zum expressionistischen Jahrgang gehören, haben bei ihm zuerst unser eigenes Gefühl gegenüber der falschen Bildung angetroffen; wir haben es vor dem Krieg halb im Scherz, halb im Ernst des Öfteren dahin formuliert, daß es dringend notwendig sei, gegenüber dem ebenso übertriebenen wie toten Bildungsbetrieb einmal eine zeitlang Analphabeten zu züchten, und daß man nicht wahllos allen Menschen Lesen und Schreiben beibringen könne, ohne Unheil anzurichten. Frank Wedekind, als Dichter aus dem Grunde weitsichtiger und vor allem weiterführend, sah, daß dies nur die negative Seite des Wandels sein konnte, daß es notwendig war, das Geistige nicht mehr nur aus Begriffen und gelernter Bildung, sondern aus einer anderen unmittelbaren Quelle, nämlich aus dem körperlichen Erlebnis, dem Erlebnis des Körpers, aus der geschulten Totalität der menschlichen Existenz herzuleiten. Das ist zulezt sogar der Sinn seines berühmten Satzes vom Fleisch, das seinen eigenen Geist hat.

Es ist verständlich, daß ein Mann, der bei aller niedersächsischen Freude am Skurrilen, wüßig Amüsanten, die er ebenfalls besaß, mit einer so starken unmittelbaren Kraft des Instinkts aus seinem Weltgefühl lebte, je länger desto mehr gegen die Auffassung, daß er ein amoralischer Schriftsteller sei, sich zur Wehr setzte und immer von neuem bekannte: ich bin ein Moralist. Man hat dieses oft wiederholte Wort selten ernst genommen, wie es denn überhaupt Wedekinds Verhängnis war, daß die Zeitgenossen glaubten, er mache einen Witz, wenn ihm eine Sache am meisten am Herzen lag. Die Feststellung: ich bin ein Moralist, war aber wirklich das Wort, zu dem er sich am tiefsten bekannte. In all seinen dunkelglühenden Gestaltungen des triebhaften menschlichen Daseins, in seiner Schönheitssehnsucht, seinem Glauben an eine neue Bildung aus dem Körperlichen, seiner Forderung einer Moral der Schönheit lebte tatsächlich weit mehr als ein nur persönliches Bekenntnis: hier griff er hinüber ins Allgemeine, alles Verpflichtende. In einer Zeit, die impressionistisch-individualistisch die Formel „Wie ich es sehe“ als Wahlspruch über sich aufgestellt hatte, empfand er in dem, was er ersahnte und forderte, bereits die Grundlage einer neuen Gemeinsamkeit. Er steigerte ganz konsequent die ohnehin leer gewordene Literatur bis in die Artistik des Nihilismus, bis zum Können des Zirkus; aber er spürte zugleich, daß die Gemeinsamkeit des Körperlichen die einzig tragfähige Grundlage einer neuen wirklichen Gemeinsamkeit und damit einer neuen Moral werden konnte. Wer das Glück des Sprunges, des Tanzes, des geschmeidigen Schwunges der Glieder tätig oder zuschauend fühlt, empfindet das Gleiche wie der Nebenmann und wird mit allen, die mit-springen, mittanzen, mitsehen, in dies gemeinsame Empfinden zunächst der körperlichen Welt hineingezogen. Dies körperliche Selbst- und Mitempfinden aber ist die Vorstufe allen gemeinsamen Lebens, das für Wedekind identisch ist mit dem Leben überhaupt.

Das Kernproblem in der Dichtung Wedekinds war von Anbeginn die Beziehung zwischen den Geschlechtern, das, was man gemeinhin Erotik nennt. Man hat ihn als Satanisten der Erotik, als einen Mann zu charakterisieren versucht, für den sich zulezt das ganze Dasein nur um diesen einen Punkt drehte. Auch hier liegt wieder einer der

tragischen Irrtümer vor, unter denen Frank Wedekind zeit seines Lebens zu leiden hatte: wirklich erotische Atmosphäre gibt es bei ihm eigentlich nur in einem einzigen Drama — das ist „Frühlings Erwachen“; die ganze übrige Dichtung Wedekinds aber ist auch da, wo sie sich um Themen der Erotik dreht, so distanzliert, daß er beispielsweise neben einem so bürgerlich gemäßigten Mann wie Theodor Storm und dessen Erotik geradezu kühl und sachlich erscheint. Für Wedekind sind die erotischen Probleme lediglich Themen, Objekte der Behandlung: er geht nie in ihre Atmosphäre ein, hüllt den Leser nie in die sensuelle Welt, wie es Storm eigentlich immer tut. Der angebliche Sensualist Wedekind ist den unsachlichsten Situationen des Lebens gegenüber der erste Vertreter einer absoluten Sachlichkeit. Gewiß, er hat die Tiefen des Daseins, das unter dem Bann der Erotik steht, mit einer Unmittelbarkeit erkannt, wie kaum einer vor ihm. Es war aber nicht seine Welt, in der er sich da bewegte, sondern lediglich das Gebiet, das er als das Quellgebiet aller Verkehrtheiten der bürgerlichen Welt ansah und zeigen wollte. Die Erotik war nicht sein Thema um ihrer selbst, sondern um ihrer Konsequenzen willen. Sein männliches Dasein kreiste von Anbeginn um die Frau; sie wurde sein Problem — als Erfahrung. Er gab die schärfste Kritik seiner Epoche, indem er der literarisch und bildungsmäßig verfälschten Beziehungen zwischen Männlichem und Weiblichem seine Welt entgegenbaute, in der er versuchte, die ganze Furchtbare und die ganze Größe, das Grauen und das Glück des wirklichen unverbläuten Zusammenstoßes der Mächte des Männlichen und des Weiblichen darzustellen.

Wedekind hat seine Haltung zur Welt einmal selbst zum Thema gemacht — in der *Fransiska*. *Fransiska* sollte so etwas wie der weibliche Faust werden und zugleich die Ad absurdum-Führung dieses Wunschtraums. In diesem Drama hat Wedekind zwanzig Jahre vor dem vorläufigen Ende der ersten Phase der deutschen Frauenbewegung die Haltung eingenommen, die etwa die heutige Jugend, das heutige Geschlecht gegenüber der damals so aktuellen und siegreichen Bewegung einnimmt. Man muß sich einmal die Zeit zwischen 1900 und 1910 zurückrufen, die Zeit der großen Ibsen-Aufführungen Brahms und Reinhardts, die Zeit, in der für die Frauen die letzten Schranken vor der Männer Kunst und Wissenschaft fielen und zum mindesten die geistige Gleichhaltung der Geschlechter erreicht schien. Die Gestalten der Dichtung, die dieses Jahrzehnt als die ihm gemäßen, als die für sein Empfinden und seine Gefühle gleichnishaften empfand, waren Nora und die Frau vom Meer, Rebekka West und allenfalls noch Hedda Gabler. Die Studentin Anna Mahr, die durch Hauptmanns „Einjame Menschen“ wanderte, war ein neuer Mastentypus geworden, und selbst Björnson, der im übrigen viel mehr lebendige Gesundheit mitbrachte als die andern, versiel im „Sandschuh“ dem siegreichen Bann der fordernden Frauenwelt. Die Rolle, die zuerst die Jenaer Romantik den Frauen zugewiesen hatte, wenigen Frauen, auserlesenen und sehr besonderen Frauen, wurde jetzt als Recht des ganzen Geschlechts empfunden: was bisher im weiblichen Leben Mode gewesen war, erschien nur noch als eitel Pöffen. Die Frauenbewegung, vor allem ihre geistig bürgerliche Hälfte hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Glück und Leben bestand für die weiblichen Wesen ebenfalls im Beruf, im Studium, im Schaffen, in der persönlich isolierten Existenz, nicht mehr in der Beziehung auf den Mann, auf das Kind, auf die überpersönlich natürliche Existenz.

In diese Welt, der er von Anbeginn mit einem ehrlichen, aufrechten Haß gegenüberstand, stellte Wedekind nun seine Dichtungen, stellte er Erdgeist und Büchse der Pandora, die Tragödie von Lulu, die kaum lesen und schreiben gelernt hat und in Massen Männer der Kunst, des Lebens, der bürgerlichen Machtpositionen vernichtet. Er stellte in diese Welt seine Tragödie von Klara Sühnerwadel, die den Weg zur Kunst sucht und von vornherein an dem Lehrer, der ein Mann ist, als Frau Schiffsbruch leiden muß, und bekennet bereits in Sidalla, der Geschichte von dem verwachsenen, zahnlosen Karl Hetmann und seinem Kampf für die neue Moral der Schönheit offen,

wie unsympathisch und unlebendig, wie unnatürlich ihm diese ganze Welt erscheint, in der die Hüterinnen des Natürlichen im menschlichen Leben, die Frauen, in die gleiche bürgerliche Annatur wie die Männer nicht nur hineingezwängt werden, sondern sich hindrängen. Zuletzt schreibt er das moderne Mysterium *Granziska*, schildert den Weg einer Frau, die wie Faust das Leben mit Höhen, Tiefen, Geist und allen Genüssen kennen lernen will, stellt neben sie den Gefährten wie Mephisto neben Faust, und zeigt die ganze Verwirrung auf, in die das Leben der Frau geraten war, zugleich aber auch ihre unendlich viel stärkeren ewigen Rückkehrmöglichkeiten zum Eigentlichen. Deit Kunz, eins der Überlegensten der vielen Selbstporträts, die Wedekind bald in dieser, bald in jener Vermummung in seine spätere Dichtung stellte, ist trotz allem Geist und aller Lebenskenntnis der schwächere, weil die Frau immer in dem Moment Siegerin wird, in dem sie sich auf ihre Natur als Frau besinnt. *Granziska* findet aus allem Muß ihres Lebens in dem Augenblick den Weg in die wirkliche Freiheit, sowohl von Deit Kunz wie von dem bloßen Mannier Breitenbach, in dem sie sich auf ihren eigentlichen Beruf, auf das Kind und den Mann als Vater zu diesem Kinde besinnt. Das Schlußbild des Mysteriums in Dachau mit Liebe, Güte, Kinderjubiläum und Ehe ist der bitterste Hohn Wedekinds auf den Glauben seiner Zeit an die unbeschränkten Entwicklungsmöglichkeiten der Frau, die bitterste Kritik an seiner Epoche und ihrem dünnen Glauben, die er je geübt hat — und heute von einer unheimlichen Aktualität. Der männliche Faust endet wenigstens im Himmel der Seligen, nachdem er den Kreislauf seines Lebens vom Geist zur irdischen Tüchtigkeit durchlaufen hat; der weibliche, der es dem Mann gleichtun will, endet damit, daß er den geistig wie den sinnlich Starken sitzen läßt und in die Ruhe der einst so verachteten bürgerlichen Ehe flüchtet. Diese Tragödie *Granziska* ist die prophetischste Kritik an den Frauen, die sich im Werk Wedekinds findet. Es ist, als ob er hier die Stimmung vorweggenommen hat, die damals nur ein kleiner Kreis unter den Jüngeren mit ihm zugleich empfand, die heute aber von der neuen Bewegung zum neuen Gesetz gegenüber der weiblichen Welt erhoben worden ist.

Man hat Wedekind des öfteren einen Dichter aus der Welt Schopenhauers genannt, bei dem der Wille, der Trieb, der Urgrund des Lebens niemals zur Ruhe kam. Man übersah, daß Wedekind mindestens eine gleich starke Beziehung zu der geistigen Seite hatte, daß er nicht nur den verfluchten höllischen Trieb, wie es im Totentanz heißt, ganz genau kannte, sondern ebenso die Wirkungen des Geistes, die zuletzt die gleichen zerstörenden sind. Wenn am Schluß von Schloß Wetterstein der reiche Amerikaner Mister Tschamper sein Opfer Essi zum freiwilligen Tod um seinetwillen bringt, dann stellt sich, wenn man zurückgeht auf den Schluß der Büchse der Pandora, hier eine sehr merkwürdige Erkenntnisentwicklung über Wesen und Wirkung des Geistigen dar. Jack, der Lustmörder, der Lulu tötet, bringt die Lösung noch gewaltsam; er begeht eine Tat, setzt sich ein, weil er mit seinem Gefühl beteiligt ist. Tschamper, ohne jedes Gefühl, entleerter Geist und Genußwillen, ist Herr über Leben und Tod, isoliert, unbunden, und der Anblick des Todes wird ihm zuletzt die einzige noch mögliche Lust in dieser öden Welt. Es ist, als ob hier eine Erkenntnis aufdämmert, die später Ludwig Klages weiter ausführte, als er von der Seele her dem Geist den Krieg erklärte und das Leben gegen seine vernichtenden Wirkungen in Schutz nehmen wollte.

Frank Wedekind hat sicherlich wenigstens in einzelnen Zeiten seines Lebens sich mit ähnlichen Erkenntnissen herumgeschlagen. Das Seltsamste und Persönlichste seiner Werke aus diesem Bereich ist das kleine Drama „*Jensur*“ — persönlich nicht darum, weil Wedekind hier in der Gestalt des Schriftstellers Buridan mit dem katholischen Zensor Doktor Prantl um die Freigabe seines Dramas *Pandora* ringt, das man wieder einmal verboten hatte, sondern weil in diesem Drama eben in der Unterhaltung

zwischen Prantl und Buridan ein paar Momente aufleuchten, in denen der Moralist Wedekind auf einmal skeptisch vor den Ergebnissen des eigenen Geistes, vor seinem Schaffen und vor der Berechtigung des eigenen Werkes zu stehen scheint. Er gibt diese Erkenntnis naturgemäß nicht ausgesprochen; das wäre eines Künstlers im höchsten Maße unwürdig, wie er selber sagt; sie schwebt aber deutlich fühlbar über dieser Unterhaltung. Der Dichter Wedekind scheint plötzlich eine Ahnung bekommen zu haben von der Notwendigkeit des ewig Bürgerlichen für die Menschen ohne die dichterische Beziehung auf das Unmittelbare, von den ungeheuren Gefahren, denen das Leben sich selber aussetzt, wenn es unmittelbar, rein aus sich leben und sich auswirken will — und von der Gefährlichkeit der Werke, die diese Unmittelbarkeit geben. Der große Verehrer Kleists, der über alles die Penthesilea liebte, scheint hier die gleiche Erfahrung gemacht zu haben wie ihr Dichter im Prinzen von Homburg, daß nämlich zulezt über dem Leben ein Gesetz, eine Ordnung, und sei es die kleine der bürgerlichen Welt, stehen muß, wosern nicht die Beziehung auf das Leben an sich, wie er sie in seinen Werken suchte und gab, für die, die damit in Berührung kommen, tödlich werden soll. Er muß von daher schon sehr früh aus den Erfahrungen des gelebten Lebens zu einer sehr persönlichen Auseinandersetzung mit der Moral gekommen sein. Er stieß dabei auf eine Erkenntnis, die erst heute da und dort langsam herauszuwachsen beginnt, daß nämlich Moral wirklich mit einer leisen Variation des alten Völscher'schen Wortes sich von selbst versteht. Bereits im Marquis von Keith findet sich das merkwürdige Wort: Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Und weiter: gute Geschäfte lassen sich nun einmal nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung machen. In diesen beiden Sätzen des Marquis liegt im Kern die Erkenntnis, daß Moral nicht, wie vor allem das ausgehende 19. Jahrhundert glauben wollte, eine jeweils zeitgebundene Sammlung von Gewohnheitsvorschriften ist, die ihre Gültigkeit nur innerhalb der Bereiche der bürgerlichen Menschen haben und für die souveränen Individuen keine Gültigkeit besitzen. In ihnen liegt der Keim der Einsicht, daß die moralischen Gesetze jenseits ihrer metaphysischen oder theologischen Begründung und Einkleidung die exakte Parallele zu den Gesetzen der Naturwissenschaft darstellen. Wie die sich als Notwendigkeitsformulierungen aus dem Verhalten der körperlichen Welt ergeben, zu dem die sich bequemt, um innerhalb einer gewissen Ordnung überhaupt die Existenz zu behalten, welche allein durch Ordnung garantiert wird — genau so ist es im seelischen Bereich. Die Gesetze der Moral sind die aus dem wissenschaftlich feststellbaren Verhalten und Schicksal der Seele sich ergebenden Regeln für das menschliche Tun, nach denen der Mensch leben muß, um mit Wedekinds Worten möglichst gute Geschäfte zu machen, und zwar in sich wie außer sich. Sünde ist nach zwei Seiten ein schlechtes Geschäft; einmal innerhalb der menschlichen Gesellschaft, weil sie den, der sie begeht, heraushebt aus der Ordnung, die das richtige Verhalten, das moralische, garantiert — zum zweiten aber auch innerhalb der Seelenwelt des Einzelnen. Sie bringt nicht nur das äußere Gefüge der Menschheit in Unordnung, sondern ebenso das innere Gefüge des Einzelnen. Sie zerstört seine innere Anlage, vernichtet sein seelisches Kapital, hindert es am Zinsenbringen nicht nur, sondern zehrt es überhaupt auf. Die Moral erweist sich trotz Nietzsche, der gerade damals, als der Marquis von Keith entstand, höchste Mode zu werden begann, nicht als eine schwächliche christliche Erfindung, sondern als ein Gegenstück zu der streng kausalen äußeren Gesetzmäßigkeit der Natur, die niemand ungestraft verletzen kann, ohne Katastrophen unberechenbaren Ausmaßes heraufzubeschwören. In der Natur liegen diese Katastrophen bereits in ferner Vergangenheit, und übriggeblieben ist die Ordnung der Gestirne, der Planeten, der Jahreszeiten, der Atome; innerhalb der seelischen Welt spielen die Katastrophen sich immer von neuem ab, wosern der Mensch nicht zu der Einsicht kommt, daß auch die Seele genau wie der Kosmos einer Gesetzmäßigkeit untersteht, einer Moral,

die sich mit Notwendigkeit aus ihrem Dasein als Codex ihrer immanenten Gesetze ergibt.

An diesem Punkt bekommt die Welt Frank Wedekinds vielleicht ihre größte Tiefe und eine Bedeutung, die auch heute noch nicht abzusehen ist. In diesen Andeutungen — man findet entsprechende Sätze und Szenen auch in dem späteren Werk — zeigt sich seine Selbständigkeit innerhalb einer geistig völlig anders orientierten Welt noch stärker als auf dem rein literarischen Gebiet. Man darf nicht vergessen, diese Einsichten hatte ein Mann zu einer Zeit, die dem Religiösen mit der Indifferenz einer selbstsicheren Aufklärung, der Ethik mit der angenehmen Ueberlegenheit gegenüberstand, die die Berufung auf einen gerade modern werdenden Philosophen, wie es Nietzsche damals war, in den Einzelnen weckt. Wedekind besaß die Kraft, so sehr seinen Weg ohne Verfälschtwerden durch andere zu gehen, daß er auf diesem Gebiet Einsichten vorwegnahm, die wie gesagt erst heute auch von anderen gedacht und weiter verfolgt zu werden beginnen. Der immer wiederkehrende Satz im Werk Frank Wedekinds: ich bin ein Moralist — bekommt von diesen Erkenntnissen aus seine innere Berechtigung: ein Mann der zu Einsichten von diesen Ausmaßen kommen konnte, sah das Leben trotz all seiner von Jahr zu Jahr stärker sichtbar werdenden künstlerischen Energie tatsächlich von einem noch höheren Gesichtspunkt, nämlich vom Ethischen aus. Wedekind muß einmal diese kommende und dann vielleicht endgültige Fundierung des Ethischen sehr stark erlebt haben, also daß er immer von neuem das Bedürfnis empfand, sich gerade zu dieser Seite seines Werks ausgesprochen zu bekennen. Er war von diesem Punkte aus der schärfste Kritiker seiner Zeit, die den Ehrgeiz hatte, die Moral, die Ethik durch eine gewisse gesetzliche Ordnung des Äußeren zu ersetzen, die inneren Hemmungen des Menschen aber, die sich aus der immanenten Gesetzmäßigkeit des Ethischen von selbst ergeben, nach Möglichkeit auszuschalten. Und es war wieder eine echt Wedekindsche Tragik, die sich hier auftrat: die im Grunde selber amoralische Zeit schalt ihn unmoralisch und sah überhaupt nicht, daß vor ihr einer der strengsten Richter sich aufrechtete.

Hans Werner

Das Ende der Psychoanalyse

Der Gute Ist und braucht nicht Gewalt;
Ist und rüstet sich nicht mit Glanz;
Ist und brüstet sich nicht mit Ruhm;
Ist und stützt sich nicht auf Tat;
Ist und gründet sich nicht auf Strenge;
Ist und strebt nicht nach Macht.

Lao-Tse

I.

Der Mensch unserer Tage, der immer seltener aus sich heraus zu leben und sich organisch zu entwickeln vermag, treibt immer häufiger als Patient in die Sprechstunde des Arztes oder als — mehr oder weniger kostbares — Strandgut hin zu einem nicht-ärztlichen Mitmenschen. Durch die Psychoanalyse ist genug Wissen um die unbewußte Tiefenschicht des Menschen in Laienkreise gedrungen, daß nahezu jeder Gebildete versucht ist, mit ihren Methoden an andern Menschen herumzuschlüsseln, ohne zu ahnen, welche Mächte er damit entfesseln und — zu eigenem und fremdem Verhängnis — dann nicht mehr bändigen kann.

Neben der Psychoanalyse mit ihrer lehr- und lernbaren Methode, die viel umlärmte wurde und viel gelärmte hat, ging jedoch — lange Zeit überhaupt nicht beachtet — ein andres, uraltes Wissen um den Menschen einher, andern Ursprungs und andern Zieles.

Durchwandert man das Lebenswerk des früh verstorbenen Hans Prinzhorn, so drängt sich das Empfinden auf, daß hier der stille Gegenspieler und Ueberwinder Sigmund Freuds, der Entgifter der Psychoanalyse, den mächtigen Felsblock aufgerichtet hat, aus dem das Bild des Menschen herauszuformen dem Späteren gelingen muß und wird.

Es ist kein Zufall, daß Hans Prinzhorn der erste war, der in seinem „Gespräch über Psychoanalyse“ die Achillesferse dieser Lehre sah und treffsicher nach ihr zielte. Die Psychoanalyse ist das rationalistischste Denkgebilde, es zerlegt den Menschen in Bewußtsein und Trieb und sieht alle Krankheit als Triebstörung, alle Heilungsmöglichkeit in der Bewußtmachung und Auflösung verdrängter Ansehtungen. Freuds Psychoanalyse, aus mehr oder weniger starken Machsimpulsen und Bemächtigungsantrieben gespeist, stellt mit ihrer Methode eine Gleichung auf, die, solange es Seelen und Seelenleidende geben wird, nie aufgehen wird: völlige Preisgabe des Innersten (von seiten des Hilfesuchenden) gleich Handhabung der Methode (von seiten des Helfers).

Das Augenmerk sei hier lediglich auf den Umstand gelenkt, daß die gesamte Freudsche Bemühung um den kranken Menschen lediglich die Triebphäre umkreist und daß von einer sogenannten Seele nirgendwo die Rede ist.

Die Prinzhornsche Psychotherapie hingegen gilt einzig und allein dieser Seele. In ihr ist das Unbewußte nicht, wie in Freuds Sexualsystem, ein Störungsmoment, sondern umgekehrt sogar der stärkste Zellfaktor der Seele, die der eigentliche Träger aller lebendigen, „bewußtlos bildenden“, schöpferischen Wesenskräfte ist. Damit steht, wie Freuds Psychoanalyse für den Materialismus und Rationalismus steht, Prinzhorns Psychotherapie für das uralte Seelengut des deutschen Menschen.

Soll im Nachfolgenden der Versuch gemacht werden, den Seelenführer abzugrenzen gegen den Analytiker, so sehen wir zwar in Freud und Prinzhorn zwei Ärzte am Werk, den Psychoanalytiker und den Psychotherapeuten. Aber wir werden sehen, daß es sich dabei nicht um medizinische, sondern um letzte menschliche Fragen handelt.

Wurzel- und ehrfurchtslos, herrsch- und machtsüchtig auf Wirkung bedacht, steht der analytische Mensch mit seiner überzüchteten Ratio dem Weltganzen und den Menschen gegenüber. Der seelenführende Mensch dagegen will nicht etwa bergen oder führen, sondern er ist ganz einfach die Bergung und die Führung, so wie er nie auf Wirkung bedacht sein muß, weil er die Wirkung ganz einfach ist. Sein Sein dominiert und frevelt nicht gegenüber der Großen Mutter, die ihm das Siegel ihrer Hoheit auf Stirn und Lippen drückte, denn der Seelenführer existiert nicht aus der Selbstvergottung des Geistes, sondern er trägt das Erbe der Großen Mutter in sich, ist ihr dienstwilliges Kind und beugt sich noch in der höchsten Geistleistung ehrfürchtig erschauernd vor ihrer Majestät. So ist er nicht zerspalten in Intellekt und Trieb, sondern ein organisches Ganzes, und als solches gleicht er dem Baume, der geheimnisvoll die Kräfte der Erde, des Dunkels, des Blutes in sich saugt und sie hinaussendet in den Wipfel, der breit und bergend den Mächten zu Dank ist, die ihn nähren. — (Hier geht uns mit einem Male auf, weshalb eine Erscheinung wie diejenige Goethes immer wieder mit einem Baume verglichen ward und wird.)

So wie der analysierende, unsichere, vom Lebensgrund abgespaltene und unorganische Mensch immer zuerst nach den Schwächen des Hilfesuchenden fragt, um sie durch Bewußtmachen aus den Tiefen herauszureißen und aufzulösen, so fragt der seelenführende, starke und lebenssichere Mensch immer zuerst nach den Stärken, um an sie anknüpfen zu können. Er sieht seine Aufgabe nicht im Auflösen und Bewußtmachen, sondern er macht sich zu einer Erbleitung für den Geführten und schließt seine

unbewußten Kräfte an die lebenzeugenden und lebennährenden Mächte des kosmischen Laufs an. Analytiker kann man daher „werden“ in einer Schulung, die auf alle Fragen Antwort heißt, nur nicht auf die eine, wichtigste: „Wer bist Du?“ Seelenführer aber muß man ganz einfach „sein“.

Psychoanalyse kann sich speisen aus dem Herrschtrieb und der Wißbegierde einer übersteigerten Ratio — die Psychotherapie hingegen kann nur leben aus dem Liebesdrang schenkender Wesensfülle, und zwar aus dem Liebesdrang des schwingenmächtigen und beschwingenden Eros paidagogos.

Der nun ist keine „Methode“, sondern das gewaltigste Phänomen in der menschlichen Seelengeschichte, ihn kann nur der Eingeweihte beschwören, deshalb ist er nicht lehr- und lernbar, ja, er bleibt, wie jedes Lebensgeheimnis, nur ein Wort für Jeden, der das Rauschen der mächtigen Schwingen niemals über seinem Haupte vernahm — der nie umzuckt war vom Anblick solcher Feuer.

Wer des Eros paidagogos nicht mächtig ist, der allerdings kann an die Stelle der Psychoanalyse nichts Besseres sehen und tut gut daran, sich in der Stahlkammer der Methode zu sichern und dies Surrogat für den „weltenerschöpfenden Eros“ einzusehen. Es können dabei — günstigstenfalls — gute Durchschnittsleistungen geschehen. Wehe aber dem Hilfesuchenden (und wehe auch dem Methodiker!), wenn in dem Kranken, wie der Schmetterling in der Puppe, eine Persönlichkeit steckt, ein Mensch und ein schaffender Mensch! Das Gehäuse solcher Naturen sprengt keine Methode, sofern die Hand, die sie anwendet, die magische Kraft nicht hat, Methode zu verwandeln in Erlebnis, und zwar in das einzige Erlebnis, das S e e l e n die Blüte und die Frucht bringen kann: — in den Eros paidagogos, der herausbricht aus dem Führer und den Geführten auf die Schwingen nimmt.

Hier stimmt die Gleichung. Dem vollen Einsatz des Geführten steht das volle Risiko des Führers gegenüber, vermehrt um das Gewicht der Verantwortlichkeit. Und während die Psychoanalyse bestritten wird von System und Methode, wird die Psychotherapie bestritten aus dem menschlichen Bestand des Führers, der Arzt sein kann, aber nicht Arzt sein muß. — Grundbedingung für solches Führerwesen, wie es die Psychotherapie voraussetzt, ist, daß für den Seelenführer gelten muß, was Zelter zu Goethe sagte: „Du bist im Mutterleibe der Natur so hübsch zu Hause“. Dazu gehört, daß er des Kosmischen inne ist und zugleich des Menschlichen — des Menschlichen weit genug, um den Menschen zu erfassen als das tragische Leid-Wesen, und des Kosmos tief genug, um — nach Prinzhorn — „Sinn für lebensgerechte Ordnung“ zu haben und alle Heilung für den Menschen nur darin zu suchen, ob und wie weit es gelingt, ihn in der kosmischen Ordnung wieder zu bergen.

Zum Psychoanalytiker reicht es aus, wenn einer die Methode beherrscht und über einen überlegenen Intellekt verfügt. Der Psychotherapeut hingegen, wie ihn Prinzhorn dargelegt und aufgefaßt hat, muß in einem bestimmten Sinn ein Goethescher Mensch sein, das heißt: er muß der Großen Mutter angehören, und die Menschen müssen ihn empfinden als das, als was sie Goethe empfunden haben: — als eine N a t u r.

II.

Würde das bis hierher Gesagte stimmen, so müßten wir in Goethe selbst den ersten und größten Psychotherapeuten besessen haben. In der Tat entdecken wir — von Prinzhorn herkommend — an Goethe Züge, die bislang nicht gesehen werden konnten, nämlich eine unbewußte Wirkung der in diesem gewaltigen Manne beschlossenen Natur auf die Andern, ja in einigen Fällen sogar ein unbewußt-bewußtes psychotherapeutisches Verhalten — Im knappen Rahmen dieser Ausführungen sind uns nur skizzenhafte Hinweise möglich. Wir haben ziemlich deutlich drei Gruppen von Menschen vor Augen, auf die Goethe entscheidend wirkte: einerseits genialische Naturen, die, die Strahlen-

bündel dieser Sonne kreuzend, aufflammten zu aus sich selbst leuchtender Wesenheit — Karl August von Weimar nämlich und Schiller. — Ferner Menschen, die wie durch einen Zauber überhöht wurden, als sie in Goethes Bannkreis gerieten: Zelter, Tobler, Marianne v. Willemer und Eckermann. Und schließlich — außer seinen Dienern und beruflich Untergebenen — Menschen, die tatsächlich Seelenleidende gewesen sind und die Goethe im vollsten Sinn des Wortes zu behandeln und zu führen suchte: Lenz, Plessing, Krafft und Herders Frau.

Auffallen muß sogleich, daß Friz v. Stein nicht erwähnt wird, der doch sonst unter Goethes Zöglingen in vorderster Reihe zu stehen pflegt. Er scheint für den Eros paidagogos das leuchtendste Beispiel, in Wirklichkeit ist der Eros paidagogos gerade hier nicht echt gewesen, sondern nur mittelbar. Friz v. Steins Gestalt leuchtet im Abglanz der Feuer, die zwischen Goethe und seiner Mutter glühten, aber dies Licht ist trügerisch, und der Glanz erlischt mit Goethes Liebe zu Frau v. Stein hüben und drüben.

Singegen offenbart sich der Eros paidagogos in Goethes Mentorschaft über Karl August. Nicht indes er tadelt, erzieht und abwägt, sondern indem er liebt, mitlebt und sich ganz riskiert, folgt Goethe seinem Herzen durch alle Jugendwirren und -krisen, um schließlich aus der Hülle des zügellosen Knaben einen der fürstlichsten Fürsten seiner Zeit ans Licht zu treiben. Kein Erzieherpathos der Rede, ein Erzieherpathos der vollen Seele atmet in dem Gedicht „Ilmenau“, und niemand kann sich diesen Mentor vergegenwärtigen und das Glücksgefühl, von ihm die Brandfackel in die Seele geworfen zu bekommen, ohne dem greisen Karl August das Wort zu glauben, das er nach einem halben Jahrhundert zu Goethe gesagt haben soll: „Ach, achtzehn Jahr und Ilmenau!“

Goethe hat in seiner Mentorschaft über Karl August das gewittert, was Prinzhorn den „prometheischen Frevel“ nannte, und sein Führer-Eros trug die volle Verantwortung mit aller Pein und allem Glück.

„Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Aern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar —
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme“ — —

So erschrickt der junge Führer vor der jäh im Geführten entseesselten seelischen Gewalt.

Schiller ist, da er Goethe begegnet, kein Jüngling, sondern ein Mann, und er begegnet dem gereiften Goethe. Er erlebt eine Erscheinung, die wirkt, indem sie sich einfach darstellt. In Goethe tritt die Natur, tritt die Weltlichkeit in Schillers Dasein, er erfährt an Jenem, was ihm mangelt, und wird verwandelt, indem er das große, stille Gestirn, das über seinem Leben aufgegangen ist, nur anschaut.

Auf anderer Ebene vollzieht sich Goethes Wirkung auf die Naturen, die, um einmal absichtlich fast genau in den Ton von Prinzorns „Psychotherapie“ zu verfallen, in der Begegnung mit ihm „Ihr Optimum erreichen“.

Hätte nämlich Frau von Stein recht mit ihrer Behauptung, Goethes Naturfragment flamme gar nicht von Goethe, sondern „vom Tobler“, so wäre dieses Naturfragment etwas noch Ungeheuerlicheres, nämlich eine reine Manifestierung des Eros paidagogos. Ein durchschnittlicher junger Mann, nie vorher und nie nachher fähig, etwas Bemerkenswertes hervorzubringen, wäre danach in Goethes Bannkreis geraten und hätte nun, überwältigt von dieser Erscheinung, der Großen Mutter dies Gebet entgegengejubelt.

Zelter, der dem strahlenden Gestirn selig entgegenblüht, möge selbst sprechen: „Hätte ich doch das Glück 20 Jahre eher gehabt, in Ihren Kreis zu geraten! ... So viele Jahre habe ich mein Innerstes verhehlt und Sie haben den Schleier weggezogen. Von

meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie sein könnte." „Ein neuer Geist ist in mir erweckt und wenn ich je etwas hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gnade ist und woher sie kommt."

Marianne von Willemer steht zwar im Lichte eines andern Eros, aber ihre Dichtungen sollen wenigstens erwähnt werden als wundervolle Zeugnisse der Wirkmacht Goethes.

Eckermanns hingeopfertes Leben im Banne des greisen Magiers hat uns bisher blind gemacht dafür, daß dies Dasein sich keinem andern hingab als seinem Bewahrer und Hüter. Die nächtigen Dämonen, vor deren umdunkelnder Umklammerung den späten Eckermann nur der Tod bewahrte, hätten sich seiner Anlage nach des Romantikers Eckermann genau bemächtigt wie vieler seiner Wesensgleichen, wäre seine Existenz nicht aufgehängt gewesen über solchen Abgründen an Goethes Dasein und Goethes Werk. In Eckermann war das enthalten, was Prinzorns Psychotherapie den „Persönlichkeits-Kern" nennt. Von ihm aus vermochten die Strahlungen Goethescher Wirkmacht die rührende und in ihrer Hingabefähigkeit große Wesenheit ans Licht zu locken, die uns „Eckermann" heißt.

Anders verhielt es sich bei Lenz, bei dem eine beginnende Geisteskrankheit den Persönlichkeitskern ausgehöhlt hatte, so daß die Brücke von Mensch zu Mensch, die psychotherapeutische Bemühung des Seelenführers schlagen möchte, keinen Stützpunkt fand. Hier war an nichts Beständiges mehr anzuknüpfen, und so versagte auch eine Selbsterpersönlichkeit vom Ausmaß eines Goethe. Wo sich Keime vorfanden, da lockte Goethes Ausstrahlung sie ans Licht. Bei Lenz fing sich diese Strahlung in einem Zohlspiegel, und wir sehen seine Wirkung nur in ungeheurer Verzerrung: in der grotesken Sucht, den Einzigen und sein Wesen nachzuäffen.

Plessing, dessen Denkmal Goethes „Harzreise" ist, wandte sich an Goethe, der ihn unerkannt aufsuchte, sich ein Bild von seinem Wesen und seinen Möglichkeiten machte und ihn durch seine stete und sichere Führung wirklich seinem verschrobenern Zustande entriß. Er wurde aus einem verbitterten, sozialen Eigenbrötler ein tüchtiger Gelehrter, der dank Goethes Eingreifen einem kritischen und nicht ungefährlichen Entwicklungsstadium entwuchs.

Krafft, von dem wir nur wenig wissen, war ein Lotterieleinnehmer, der durch ein vielleicht wirkliches, vielleicht auch nur eingebildetes Verschulden aus seiner Bahn geraten war und ohne Erwerb und Ziel unter schwerem seelischem Druck dahinvegetierte. Goethe, der bis zu Kraffts Tod, sieben Jahre lang, wirtschaftlich für ihn aufkam, lud sich auch seelisch seine Existenz auf. Er wußte das Selbstgefühl Kraffts wieder zu beleben, gab seinem Leben wieder Inhalt und Aufgabe und übertrug schließlich dem Schützling die volle Verantwortung für ein anderes Menschenheißal.

Kommen wir schließlich in der Reihe der Vielen, die sich der Fürsorge Goethes erfreuen durften, auch auf Herders Frau, so könnte sich hier ein einziges Mal die Psychoanalyse auf das „seelische Kunststück" berufen, das Goethe der Frau v. Stein gegenüber erwähnt. Goethe hat Herders Frau über unangenehme Reise-Erlebnisse eines Tages dadurch hinweggeholfen, daß sie ihm alles erzählen mußte, eignes und fremdes Verschulden, und daß er ihr dann sagte, mit dem Ausprechen wären diese Dinge erledigt. Obwohl das Experiment glückte, konnte Goethe diese kümmerliche Seele, in der er dem Führer und Erwecker seiner Jugend lebenslänglich diente, nicht zur vollen, reifen Blüte bringen — zu ihrem eigenen und Herders Unheil.

Jedenfalls zeigen uns diese kurzen Sinweise auf die mannigfachen Goetheschen Wirkungen, daß hier fördernd, bergend und sichernd, absichtlich oder ahnungslos praktische Menschenführung getrieben worden ist in ganz neuzeitlichem Sinn, weil eben mit Mitteln, die ganz aus dem eignen menschlichen Bestand genommen waren. Vermag

auf dem Gebiete der Psychotherapie ein Arzt genau das zu leisten und zu geben, was er als Mensch aufzuweisen hat, so erhellt daraus unschwer, welch hoch bedeutender Seelenführer Goethe von Natur aus gewesen sein muß und — wie wir sahen — tatsächlich gewesen ist. Er schuf, des „weltenerschöpfenden Eros“ mächtig wie kein anderer, zwischen sich und Jedem eine neue Welt. Er wollte nie einem andern Menschen sein Gesetz aufzwingen, sondern er erforschte das Gesetz, nach dem Jener angetreten war, und half ihm, es erkennen und erfüllen. Weiter kann es auch der modernste Seelenführer nicht bringen. Nicht um mehr — aber — und das war klüß — auch nicht um weniger ging es für Hans Prinzhorn, der es wohl wagen durfte, sich in seiner „Psychotherapie“ auf solchen Ahnherrn zu berufen.

R. P.

Der konservative Bauernkrieg

Bemerkungen am Rande eines Buches

„Welcher will frei sein,
Der zieh her zu diesem Sonnenschein!“
(Inskrift einer Bundesuh-Sahne).

I.

Nach Bauernunruhen in Flandern, in Frankreich und England, denen Wickliff einen entscheidenden Anstoß gab, brach in Deutschland nach einer verhältnismäßig kurzen Vorbereitung eine Bauernbewegung aus, die so gewaltige Ausmaße annahm, daß kluge Diplomaten dieser Zeit ernstlich den Gedanken erwogen, daß durch sie die Notwendigkeit einer völligen Neuordnung der Welt gegeben sei. In ihren Anfängen war die Bewegung in Deutschland keineswegs eine Revolution, die von einem verelendeten Stande zur Besserung wirtschaftlicher Not unternommen wurde. Im Gegenteil waren überall die Führer Bauern aus Schichten, die über materielle Not nicht zu klagen hatten. Es handelte sich ausgesprochen um den Kampf einer bodenständigen Schicht um Wiederherstellung des alten organischen Rechtszustandes gegenüber landesherrlichen Verjuchen, die bäuerliche Autonomie zugunsten des landesherrlichen Zentralismus zu brechen und altes gewachsenes Recht durch neues Recht abzulösen. Die Bewegung war in ihrem Kern konservativ-revolutionär.

An diesem Tatbestande wird nichts dadurch geändert, daß sich im Verlaufe der Bewegung und der Kämpfe wie in jeder Revolution einzelne radikale Führer kommunistische Grundsätze zu eigen machten. Der Kern der Bewegung blieb davon unberührt.

Überall, wo die Bauern sich zur Wehr setzten und sich zusammentaten, in Oesterreich, in der Schweiz, am Rhein, in Süd- und Mitteldeutschland kam es zu starken Anfangserfolgen. Ihnen folgte aber bald ein schneller Zusammenbruch und eine grausame Ahndung, die dazu führte, daß die Bauernschaft für lange Zeit als Stand aus der deutschen Geschichte ausschied.

II.

Die Klagen der Bauern richteten sich in erster Linie gegen die ununterbrochenen Verjuche, ihre Lage als Stand zu verschlechtern. Die Landesherren, deren es damals in den von der Bauernbewegung ergriffenen Gebieten unzählige gab, weltliche wie

geistliche, versuchten den absoluten Untertanenstaat, der ihnen als Erfordernis der neuen Zeit erschien, unter allen Umständen durchzusehen. Das geschah vor allem auf dem Wege, daß man die Leibeigenschaft für die Bauern gleichmäßig durchzuführen versuchte. Dies war für die Bauern entscheidender als die Auferlegung neuer, schwerer Dienstleistungen und neuer Steuern und des „Angeldes“, d. h. allgemeiner, indirekter Steuern. Der Kampf der Bauern war zuerst nichts weiter als ein Kampf um das „alte Recht“, ja, auch in den späteren radikalisierten Ausläufern spielte das alte Recht die Hauptrolle, und man kann auch in dem Ausbau der Forderungen den Versuch sehen, auf Grund der alten organischen Rechtsordnung eine völlige Neuordnung des gesamten Staatslebens durchzusehen. Die Theorie, daß die Bauernbewegung eine Lebensrevolution gewesen sei, ist nicht haltbar.

Aber die furchtbare Tragik der ganzen Bewegung und damit die Gründe für ihr Scheitern liegen in dem Umstand, daß ein Stand ohne Fühlungnahme mit dem andern und ohne Rücksicht auf die Interessen der anderen Stände für sich allein eine völlige Neuordnung der staatlichen Verhältnisse durchzuführen versuchte, und daß sich ihm die entscheidenden Instanzen, der Kaiser und Luther, versagten. Denn in der Bewegung machte sich immer stärker das Bestreben geltend, mit dem Kaiser und mit dem Reformator, der der Gott des gemeinen Mannes war, einen Idealstaat zu gründen, in dem der Bauer anfangs sein altes Recht, später die allein maßgebende Stellung erhalten sollte. Der Kampf um das alte Recht wurde durch die Verbindung mit der Reformation radikal, und das außerordentlich starke revolutionäre Element des Christentums kam zum vollen Ausdruck in dieser Bewegung. Hier kämpfte ein Stand, ausgehend vom alten Recht, um das sogenannte „Göttliche Recht“, ein Ausdruck, der auf Wicliff zurückgeht, der praktisch zunächst auch durchaus vernünftige Forderungen stellte, bis er durch Wirrköpfe so radikalisiert wurde, daß es sich um eine grundstürzende Revolution handelte.

Die berühmten 12 Artikel, die am 27. Februar 1525 der Memminger Kürschnergeselle Sebastian Lotzer aufstellte, verlangten im ersten Artikel für jede Gemeinde das Recht, ihren Pfarrer selbst zu wählen und ihn zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. In allen anderen Artikeln, die sich mit Abgabe, Jagd- und Fischgerechtigkeit, Wildschaden usw. beschäftigten, kommt immer die Achtung vor der Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen zum Ausdruck. Ebenso Unzufriedenheit über die immerwährenden Aenderungen der Gerichtsbarkeit und die nicht abbreißenden Versuche der Landesherren, ihre Befugnisse auszudehnen. Für die Gesinnung der Bauern aber ist der Artikel 12 besonders kennzeichnend. „Ist unser Beschluß und endliche Meinung, wenn einer oder mehr der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären..., von denen wollen wir abstehen, wenn man es uns auf Grund der Schrift erklärt. Wenn man uns schon etliche Artikel jetzt zuließe, und es befände sich hernach, daß sie Unrecht hätten, so sollen sie von Stund an tot und absein. Dergleichen wollen wir uns aber auch vorbehalten haben, wenn man in der Schrift noch mehr Artikel fände, die wider Gott und eine Beschwerde des Nächsten wäre“.

Die Bauern begnügten sich, das zu fordern, was sie mit dem Göttlichen Recht begründen zu können glaubten. Sie erkannten ohne weiteres an, daß das Göttliche Recht den Bauern Pflichten und Lasten auferlegt, die er willig auf sich nehmen muß. Bedingungslos waren nur die Forderungen auf die Wiedergabe des Evangeliums, die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde und die Aufhebung der Leibeigenschaft. In allen übrigen Artikeln handelt es sich nur um die Wiederherstellung und Besserung der alten Rechte. Diese zwölf Artikel, welche die Grundlage aller Kämpfe gebildet haben, sind in keiner Weise als radikale revolutionäre Forderungen anzusprechen, sondern sie boten die Handhabe zu einer vernünftigen Neuordnung.

Hätte der Kaiser und hätte Luther den Ruf verstanden, der hier von einer durch und durch gesunden Volksschicht erhoben worden war, und die Möglichkeiten erkannt, das heillos verfallene staatliche und soziale Leben mit diesem kräftigen Stande gegenüber der weltlichen und geistlichen Einzelherrschaft vernünftig zu entwickeln, so wäre Deutschland unendliches Unglück erspart geblieben. Der Kaiser aber stand dem deutschen Volke verständnislos gegenüber, und Luther wandte sich von den Bauern ab bis zu seiner grausamen Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“, weil er glaubte, daß hier nur das Evangelium als Mantel mißbraucht würde, um gottlose und eigensüchtige Forderungen durchzusetzen, und er sein Werk bedroht sah.

III.

Es ist hier nicht der Platz, im Einzelnen auf die Bauernkriege einzugehen. Wir tappten, wie über manche wesentlichen Gebiete der deutschen Geschichte, bislang etwas im Dunkeln. Und es hat sich außerordentlich verhängnisvoll ausgewirkt, daß dieser vielleicht wichtigste Abschnitt für die innere Entwicklung deutscher Geschichte nicht so zum Bewußtseinsbestandteil des gesamten Volkes durch historische Forschung gemacht worden war, wie es für andere Abschnitte der Fall gewesen ist.

Die Bauernkriege waren bis vor kurzem noch immer nur vom Parteistandpunkt aus behandelt worden. Das große Werk von Wilhelm Zimmermann über den Bauernkrieg hatte seine Vorzüge, und es spricht an sich nicht gegen seinen Wert, daß es von der Linken als Dokument für bestimmte eigene Thesen benutzt worden ist. Das Werk ist aber überholt. Daran wird auch die Neuausgabe, die Gottfried Falkner besorgt und bearbeitet hat: Wilhelm Zimmermann „Der deutsche Bauernkrieg“ mit Holzschnitten von Karl Rössing (Graz, Das Bergland-Buch) nichts ändern. Es ist ein Buch der Tendenz und methodologisch sowohl wie quellenmäßig überholt. Seinen Wert wird es behalten als ein Dokument deutscher Geschichtsschreibung, wie sie nicht sein sollte, und in gewissem Umfange als eine Materialsammlung.

Wir haben jetzt aber vollgültigen Ersatz erhalten. Das Buch des Marburger Privatdozenten Günther Franz „Der deutsche Bauernkrieg“ (München, Oldenbourg, 18,50 Mark) ist ein Ereignis. Günther Franz hat mit seinen langjährigen archivarischen Quellenstudien, über die er in einem weiteren Bande Rechenschaft ablegen wird, seine ira et studio als ein deutscher Historiker bester Schulung den Stoff gründlich gesichtet. Das Ergebnis ist eine meisterhafte Darstellung dieser entscheidenden Epoche deutscher Geschichte, einer der vielen Tragödien der verpaßten Gelegenheiten für das deutsche Volk. Jeder Einzelne sollte sich mit dem Buche von Franz auseinandersetzen, und er wird nicht umhin können, sich dem Danke anzuschließen, den wir alle gerade in der jetzigen Zeit für diese Arbeit Günther Franz schulden.

IV.

Bei ihm kommen sowohl die historische und soziologische Lage, die einzelnen Abschnitte der Entwicklung, die führenden Persönlichkeiten, darunter so bedeutende Köpfe wie der Tiroler Gaismair, und die Gründe für das Scheitern der Bewegung eindeutig klar heraus. Günther Franz urteilt abgeklärt, er verteilt Licht und Schatten gerecht, er bemüht sich um eine fast nüchterne Darstellung, die aber nicht verbirgt, das sein Herz, wie das jedes Deutschen, dem die Leidensgeschichte des eigenen Volkes eine harte Lehrmeisterin geworden ist, auf der Seite der Bauern steht.

Mit diesem Menschenmaterial, mit diesem tiefen Rechtsgefühl, dessen ständige Verletzung durch seine Oberherren, vor allen Dingen die geistlichen Oberherren, erst die Radikalisierung bewirkte, hätte sich alles machen lassen, wenn die gewaltige Bewegung geführt worden wäre zum Besten des Ganzen und damit auch zum Besten des Bauernstandes. Denn diese Bewegung ist gescheitert, weil die Bauern weder eine militärische noch eine politische Führung hatten, weil sie ohne organische Verbindung mit den

Städtern und dem Adel waren, wenn auch einzelne Städte und einzelne Adlige an der Bewegung mit beteiligt waren, eine grundlegende Umwälzung vornehmen wollten, weil sie untereinander völlig uneins waren, so daß sie, selbst in den Augenblicken höchster Gefahr, nicht ihre eigenen Häufen zusammenwarfen, und weil sie, eben wegen der fehlenden Führung, die Bewegung vor häßlichen Grausamkeiten nicht rein halten konnten.

An die hunderttausend Bauern sind in diesen Kämpfen umgekommen, gemordet und zusammengestoßen von den Kriegsknechten der Landesherren und gepöbt von hartem Salsrecht nach Niederwerfung des Aufstandes, deren Hauptverdienst der Truchseß von Waldburg und der Schwäbische Bund für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Es scheint ein unvermeidliches Verhängnis in der Geschichte aller Völker zu sein, daß eine revolutionäre Bewegung, die aus konservativen Grundsätzen heraus unternommen wird, niemals zum endgültigen Durchbruch führen, sondern immer nur Wegbereiter für radikale Strömungen sein kann. Eine Lehre der Geschichte, vor allem der deutschen Geschichte, von tiefster Nachdenklichkeit und unmittelbarer Anwenbarkeit auch für die Gegenwart.

Hans Hesse Politik und ihr Gegenpol

I Polarität

Eines der geheimnisvollen Urphänomene, die das gesamte Dasein durchziehen, ist das Gesetz der Polarität. Die anorganische und die organische Natur wie auch das menschliche Leben zeigen sich gleichermaßen von ihm beherrscht. Innerhalb der Natur kann das Beispiel der Elektrizität, innerhalb des organischen Lebens der Gegensatz der Geschlechter als Hauptanwendungsfall gelten, an welchem die ewigen Kräfte offenbar werden, die hier am Werke sind. Zwei Pole, ein positiver und ein negativer, ein männlicher und ein weiblicher stehen einander durchaus als Gegensätze und doch in geheimer Verwandtschaft gegenüber. Sie scheinen als erkennbare Spitzen, gleichsam durch eine unterirdische Leitung verbunden, aus unbekanntem und nicht betretbarem Urgrund hervorzuragen. Sie sind energiegeladen, doch tragen die in ihnen gebundenen Kräfte verschiedene Vorzeichen; sie suchen in entgegengesetzter Richtung zu wirken. Die Wechselwirkung, in welcher beide Pole zueinander stehen, bezeichnen wir als Spannung. Sie ist die Quelle aller Energie. Zwischen den Polen findet ein Spannungsausgleich statt. Sind sie durch ein Medium verbunden, so erfolgt er im stetigen Gefälle eines herüber und hinüber fließenden Stromes. Stehen sie getrennt und isoliert, doch hinreichend einander angenähert im Raum, so springt mit plötzlicher Gewalt ein Funke über.

Wohl gibt es auch sonst Gegensätze, in welchen die Erscheinungsformen bis zur scheinbaren Unvereinbarkeit auseinandertreten. Nicht in allen aber waltet das geheime Gesetz der Polarität. Nur wo es an jedem stetigen Uebergang fehlt, wo ein Abgrund klafft, der nur durch ein Neues und Drittes überbrückt werden kann, wo qualitative Verschiedenheit, nicht bloß quantitative Steigerung oder Verringerung vorliegt, dürfen wir von solcher sprechen. Es ist wichtig, hier scharf zu scheiden. So sind Jugend und Alter zwar Gegensätze, aber durchaus keine Polarerscheinungen; eine stetige ununterbrochene Linie der Entwicklung führt von der einen zum andern. Anders die Geschlechter: kein Uebergang führt vom Mann zum Weibe, nur jene geheimnisvolle Anziehungskraft zwischen den beiden Polen, die wir im menschlichen Leben Liebe nennen, ist imstande, den Brückenschlag zu vollziehen. Hier stehen wir zugleich vor dem Geheimnis

der Zeugung. Aus liebevoller Vereinigung der Pole entsteht aus dunklem Urgrund ein neues Drittes, beiden verwandt und doch von beiden verschieden, eigener Gesetzmäßigkeit gehorchend, selbst einen Pol bildend, der nach dem Gegenpol sucht, um so die Schöpfung in ewigem Spiele zu wiederholen.

So allgemein und entlegen diese Betrachtungen erscheinen mögen, sie stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den täglichen Erscheinungen unseres Lebens. Sie alle sind von dieser Gesetzmäßigkeit beherrscht. Ihre Erkenntnis wirkt wie ein Schlüssel, der uns befähigt, eine geheimnisvolle Zeichenschrift zu lesen; ihre Außerachtlassung erzeugt Verwirrung und Mißdeutung, ja Unheil. In unserem individuellen Leben wie auch im Leben der Gesamtheit und im Verlaufe der Geschichte ist die Kraft der Polarität am Werke. Betrachten wir einige Anwendungsfälle, die uns bedeutungsvoll und lehrreich erscheinen.

Spannung und Ausgleich

Spannung, so sahen wir, entsteht nur zwischen Polen; quantitative Steigerung allein vermag sie nicht zu erzeugen. Doch kann diese nach einem tiefen Wort Hegels einen Grad erreichen, in welchem die Quantität plötzlich in eine andere Qualität „umspringt“. So mögen sich im Leben eines Volkes entgegengesetzte Strömungen und Kräfte so steigern, daß sie sich, scheinbar durch einen Abgrund getrennt, als unvereinbare Pole gegenüberstehen, die isoliert aus dem dunklen Urgrund des Volkstums hervorragen. Eine negativ geschaltete absterbende Welt sieht sich einer positiv geschalteten, nach neuem Leben trachtenden gegenüber. Da tritt im Augenblick der Reife der Spannungsausgleich ein. Je nach der Entfernung der Pole und der Stärke der aufgespeicherten Energie erfolgt die Entladung mit größerer oder geringerer Wucht. Das Neue aber steht plötzlich fertig als ein Drittes da. Betrachtet man es genauer, nachdem der übersteigerte Kampf der Meinungen und Mächte abgeklungen ist, so bemerkt man mit einigem Erstaunen, daß weder die Grundsätze der versinkenden, noch die Kampsparolen der werdenden Welt den Sieg errungen haben. Beide sind vielmehr die Elemente, aus denen das Neue sich aufbaut, beiden gleichermaßen entfremdet und verwandt. Soll wirklich Fruchtbares werden, so muß das explosive Ueberspringen der Funken allmählich dem stetigen Strome weichen, der in positiver Richtung vom Alten zum Neuen führt. Ihn zu leiten bedarf es des Mediums, des Elements der Mitte, das die Pole verbindet. So erweisen sich denn alsbald die Menschen der Mitte und des Maßes als die wahren Träger der Zukunft. Man darf sie freilich nicht mit den charakterlosen Schwächlingen verwechseln, die in lauen Kompromissen stets den Weg des geringsten Widerstandes suchen. Das Kompromiß ist eine Lösung mechanischen Ausgleichs, in welcher sich die Gegensätze nicht durchdringen, sondern, ihre ursprüngliche Richtung aufgebend, gleichsam auf der Diagonale des Parallelogramms der Kräfte abgleiten. Die Menschen, an die wir denken, sind die Wenigen, die Kraft genug besitzen, die gewaltigen Spannungen der Zeitenwende in ihrer Seele auszutragen. Der Wetterschlag geht gleichsam mitten durch sie durch und schmiedet ihre Form, die nunmehr fest umrissen dasteht. Diese Menschen stehen selten an äußerlich sichtbaren Stellen, doch sind sie der wahre Brennpunkt der Ereignisse. Sie sind weder stürmende Pioniere des Neuen noch haßerfüllte Zerstörer des Alten; sie nehmen den unbekannten Weg, den die Entwicklung gehen will, nicht durch Voraus sagen vorweg. Sie verharren in ruhiger Haltung und halten Herz und Geist offen; in ihnen reißt die Kontinuität der Entwicklung nicht ab; sie sind traditionsgebunden und frei, konservativ und liberal, national und humanitär.

Idee und Wirklichkeit

Wir sahen, daß zwischen den Polen ein Gefälle obwaltet, daß der Strom in bestimmter Richtung fließt. In der Natur mögen die Pole gleichwertig, die Richtungen vertauschbar sein, obwohl auch hier ein Gesetz zu herrschen scheint, das

Goethe das „Ueberwiegen des weißen Pols“ genannt hat. Für das menschliche Leben kommt jedoch alles darauf an, die Pole nicht gleichzusetzen, mit entschlossener Festigkeit vielmehr den Akzent auf den positiven, lebendigen Pol des Daseins zu verlegen. Geschieht dies nicht, so klappt das Dasein in ewig unlösbarem Widerspruch auseinander. Alles Wertbewußtsein beruht auf der freien Wahl des positiven Pols.

Die verhängnisvollen Irrtümer und Fehler im Einzelleben wie im Leben der Völker beruhen auf der falschen Akzentverlegung zwischen den beiden Polen. Stets scheinen sich zwei Möglichkeiten zu bieten, zwischen denen der Mensch sich zu entscheiden hat. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Ihr schmaler Pfad führt auf messerscharfem Grat zwischen zwei Abgründen entlang. Die geringste Abweichung kann Verderben bringen. Idee und Wirklichkeit bauen zusammen die Welt. Das Geheimnis aller Kunst beruht auf ihrer schöpferischen Verbindung. So beruht auch alle Staatskunst — die Sprache verwendet weise dieses Wort — in der Vermählung der Wirklichkeit einer Nation und ihrer Idee. Diese Wirklichkeit setzt sich aus einer großen Anzahl höchst realer Faktoren zusammen. Landschaft, Klima, Boden, Rasse, körperliche Tüchtigkeit und Gesundheit, Wehrfähigkeit, soziale Schichtung, Wirtschaft, geschichtlicher Entwicklungszustand, geographische Lage, Beziehungen zur Umwelt und anderes mehr. Dies alles muß auf eine Idee bezogen werden, und zwar auf die richtige Idee, soll das Volkstum zu wahrer Kultur erblühen. Versagt hier die Sicherheit des Wertgefühls, so droht dem ganzen Werk Gefahr. Ein wenig zu viel Materialismus an Stellen, an welchen der Akzent auf dem Ideellen liegen sollte, und alles versinkt in Plattheit und Roheit, ein wenig zu viel Idealismus an Stellen, an welchen nüchterne Wirklichkeitsbetrachtung, ja gesunder Eigennuß am Plage wären, und alles löst sich in blasse Ideologien auf. Ein wenig Ueberbetonung des Rationalgefühls und wir verstricken uns in engherzigen Dünkel, ein wenig zu viel „Humanität“, und wir untergraben den Bestand unseres Volkstums. Schmal ist die Grenze zwischen sorgfamer Pflege der Volksgesundheit und verflachender Verhimmelung des Sports; schmal auch die Grenze zwischen ruhig selbstbewußtem Abstammungsgefühl und übertriebenem Rassenkult, der den Menschen als Geiſtwesen entadelt und ihn auf das Niveau der Pflanzen- und Tierwelt herabdrückt.

Wort und Wesen

Wir wissen aus der Psychologie, daß die bewußte Welt nur einen kleinen Teilschnitt der Kräfte bildet, die in unserem Innern wirken. Das Unbewußte übt seine Macht in unserem Denken, Fühlen und Handeln, und wo wir es verbiegen und verdrängen, verlangt es an anderer Stelle mit erhöhter Gewalt sein Recht. Auch im Völkerleben wirkt dieses „kollektive Unbewußte“, und wir müssen die echten und wertvollsten Kräfte des Nationalgefühls in den unbewußten Teil der Volksseele verlegen. Wird es geschädigt und „verdrängt“, so erzeugt dies „kompensatorische“ Uebersteigerungen und Verschiebungen im Bewußtsein. Wo das Rationale seine ruhige Selbstverständlichkeit verliert, die es als natürliche Grundstimmung des Volkstums erscheinen läßt, als eine stille Musik, die gleichsam jede Lebensäußerung leise tönend begleitet, wo es allzu deutlich ins Bewußtsein tritt, und als heischende Forderung erscheint, da muß uns die Sorge solcher inneren Störung beschleichen. Wir müssen wünschen, daß es nach krisenhaftem Aufzucken wieder ins Unbewußte versinke, um dort desto sicherer und kraftvoller zu wirken. Denn alles werdende und fruchtbare braucht Dunkel, um zu keimen. Nur dem Gewordenen und damit bewußt Gewordenen vermögen wir Worte zu verleihen. Das Wort gefährdet das Wesen. Daher die Unfruchtbarkeit aller Programme, die Gefährlichkeit aller rhetorischen Ueberspizung. Wissen wir um uns selbst, so klappt bereits ein Zwiespalt. Was ausgesprochen ist, ist schon nicht mehr ganz wahr, zumal wenn es von Gefühlen kündet. Ein Volk, das in die

Zukunft schreitet, kann nicht wissen, wohin der Weg führt, nie darf es Lobredner seiner selbst, nie Interpret seiner eigenen Entwicklung sein. Wahres Gefühl und wahrer Wert sind schweigsam; echte Gefinnung gibt Haltung, echter Inhalt erzeugt Form, echte Leidenschaft hält Maß.

Adel und Menge

Solches Maß ist der Menge nicht gegeben. Ihr Drang ist maßlos, ungestüm und unberechenbar. Das Zeitalter der Massen, in dem wir leben, verlangt dringend nach Männern, die diese Massen bändigen und leiten. Es sind die Führer, die aus ihrer Mitte erstehen. Sie verkörpern den Willen der Masse, den sie gleichsam aus geheimnisvoller Verbindung heraus zu ertasten vermögen. Gewaltig ist ihr Einfluß, groß die Kraft, die von ihnen ausgeht. Sie sind das eisenbewehrte Haupt des Sturmbocks, der die morsche Feste der verfallenden Welt in Trümmer legt. Doch nach geglücktem Sturm flutet die Brandung der Menge zurück, die zuckenden Entladungen weichen, da ruht nun wieder die dumpfe Masse als der e i n e Pol des Volks. Nun bedarf sie der Führer, die sich nicht nur dieser Masse v o r a n, sondern ihr g e g e n ü b e r stellen. Das ewige Gesetz der Polarität verlangt nach seinem Rechte. Die wenigen, die das vermögen, heißen wir v o n A d e l, er stamme aus dem Blut oder dem Geiste. Adlig ist alles, was n i c h t Masse ist. Ein ewiger Abgrund klappt zwischen Adel und Menge. Als Pole des Volkstums stehen sie in Spannung zueinander. Vornehmheit, Gerechtigkeit, Haltung und Maß sind die Kennzeichen allen echten Adels. Bei aller Bereitwilligkeit, sich dem Ganzen zu opfern, ist jeder Adlige ein extremer Individualist, weil ihn das Gefühl der Unersehbarkeit und Unvertauschbarkeit seiner Person befeelt. In diesem Widerspiel zwischen Individualismus und Sozialismus, das im Bereich des Kulturellen um so unentbehrlicher wird, je mehr der letztere im Materiellen und Wirtschaftlichen v o r s c h r e i t e n mag, liegt erst die echte Form des g a n z e n Volkstums beschloffen. Nur eine Nation, in deren Staatsform dem ungehemmten und zweckfreien Kräftepiel adliger Charaktere hinreichender Spielraum gesichert ist, kann für sich in Anspruch nehmen, den „totalen“ Staat verwirklicht zu haben. Werden diese Männer auf den Gebieten, die ihr ureigenstes Bereich bleiben mit der politischen Zweckrichtung des Volks „gleichgeschaltet“, — ein Bild, das nicht nur zufällig aus dem Bereich der Elektrizität gewählt zu sein scheint, — so verliert das Volkstum seine „Spannung“ und damit die Quelle seiner kulturellen Energie. Erst wenn ein Volk nach schwerer Krise a d l i g e Menschen aus sich hervortreibt, erst wenn es wieder von ihnen seine geistigen Impulse empfängt, kann es hoffen, an Haupt und Gliedern gesundet und wieder im „Gleichgewicht“ zu sein.

Individuum und Gesamtheit

Die Spannung zwischen diesen beiden Polen der Menschheit bildet das Grundthema allen geschichtlichen Werdens, aller Kämpfe um Verfassungsformen und allen Rechts. Alle diese Kämpfe lassen sich als „Akzentverschiebungen“ vom individuellen auf den Gemeinschaftspol und umgekehrt betrachten. Die richtige Erkenntnis von dem „polaren“ Charakter dieses Gegenjages führt von selbst zu dem Ergebnis, daß der Konflikt zwischen beiden unlösbar ist. Weder der bis zur Auflösung der staatlichen Ordnung überspitzte Individualismus, noch ein übersteigerter, im Kommunismus und der Austilgung aller Bildungswerte mündender Sozialismus sind „im Recht“. Beider Gegensatz ist nicht lösbar, sondern nur auf einer höheren Ebene „harmonisierbar“. Auch dies ist eine Aufgabe der Staatskunst, und zwar in erster Linie der Selbstbeschränkung des Staats. Er wird sich damit begnügen müssen, das „Organisierbare“ zu organisieren und das ewig inorganisierbare unangetastet zu lassen. Die T i e f e n dimensionen eines Volks wird immer nur durch hervorragende f r e i e Individuen verbürgt, die F l ä c h e n dimension ist Sache der staatlichen Ordnung. Die sorgfältige und bewußte E n t m i s c h u n g

beider Sphären scheint uns die vordringliche Aufgabe deutscher Zukunft, ihre unglückselige Vermischung der verhängnisvolle Irrtum der Vergangenheit und mancher ausländischer Vorbilder zu sein, deren unveränderte Uebertragung auf den deutschen Gesamtorganismus nicht weniger schädlich wäre, als die mechanische Nachbildung des Vorbildes westlicher Demokratien.

Wir müssen es lernen, den Bereich der Zwecke und den des Werts sorgfältig auseinanderzuhalten. Aller Zweck ist dem Irdischen verhaftet, aller Wert deutet auf ein Reich der Freiheit und absoluten, das heißt zweckgelösten Gesetzmäßigkeit. Die Politik ist die Kunst des Zweckhaften im Leben der Völker; sie sichert ihren Bestand, sie regelt ihre Organisationsform: den Staat. Jenseits des Politischen steht die Werthaftigkeit des Volks; sie erblüht in der geistigen Sphäre seiner Kultur. Je machtvoller der Staat, je weiter der Bereich, der seiner zweckhaften Regelung bei der Kompliziertheit des modernen Lebens unterliegt, desto unerläßlicher ist die Wahrung der zweckfreien Bezirke. Kunst, Wissenschaft, Recht und weite Gebiete der Erziehung sind der Politik entzogen; sie sind die Gegenpole des Politischen. Im Wechselstrom von Bindung und Freiheit, von Zweck und Wert vermag Kultur als höchste Blüte der Nation alleine zu gedeihen.

Isolde Kurz

Zum 80. Geburtstag am 21. Dezember

Aus einer fernen, schon halb versunkenen Welt ragt die Gestalt der Dichterin Isolde Kurz in unsere veränderten Tage. Ihr Vater war Hermann Kurz, der Dichter des „Sonnenwirts“ und des schönen Romans von Schillers Heimatjahre: sie wuchs auf in der besten Zeit des bürgerlichen Bildungsidealismus, ein frühreifes Kind, das von den Eltern bereits in ganz jungen Jahren in die damals noch gläubig glühend verehrte klassische Welt der großen Kunst und der großen Dichtung eingeführt wurde, das mit drei Jahren lesen und schreiben konnte, mit zwölf Jahren selber Dramen verfaßte und griechische Autoren im Urtext las. Von diesen Jugendeindrücken, die sie selbst in ihren mannigfachen Erinnerungsbänden, vor allem in den Erzählungen um die Gestalt der Mutter, schön und lebendig geschildert hat, ist sie in ihrer ganzen Entwicklung bestimmt worden. Sie war in jungen Jahren offenbar so etwas wie eine bürgerlich gebildete Erbin der Bettina von Arnim, erfüllt von dem großen Glauben an die Welt der Bildung und der Kunst, früh schon mit der Blickrichtung nach dem Süden als nach der Heimat aller Klassik. Form und Wille zur Form sind ihr noch etwas vollkommen Selbstverständliches und sicher Gegebenes, die Schönheit so sehr Ziel, daß ihre Novellen und Erzählungen wie eine unmittelbare Fortsetzung der Arbeit Paul Heysses mit einem Zusatz Conrad Ferdinand Meyers wirken. Es hatte einen guten Grund, daß Julius Rodenberg sie früh schon in den Kreis der Mitarbeiter der Deutschen Rundschau aufnahm; hier auf diesen Seiten ist ein gut Teil ihrer Erzählungen, ihrer Erinnerungen zuerst erschienen. Sie gehört noch in die Generation der Deutschen, die als ihre eigentliche Heimat Italien, vor allem Florenz empfanden, deren Vorstellungen von Form und Kunst im Sinne Burckhardts von der Renaissance und ihrem Ideal der Größe bedingt waren. Isolde Kurz besaß zeit ihres Lebens ein starkes Gefühl für Würde und Schönheit des Menschentums: man erlebt das stärker noch als in ihren dichterischen Arbeiten in ihren Erinnerungen, etwa in der Art, wie sie eine Erscheinung wie den Bildhauer Adolf Hildebrandt schildert, der ihr in manchem

wesensverwandt gewesen sein muß, in großen Lebenszügen aufzuwachsen läßt. Sie hat in ihrer Arbeit etwas von der Linienführung klassizistischer Zeichnungen, nur daß sie versucht, die Umrisse mit Blut zu erfüllen, dessen Temperatur sie zuweilen heißer ansieht, als es ihre eigene Blutwärme zuläßt. In Erzählungen wie ihren Florentiner Novellen hat die Bildungswelt des deutschen Bürgertums ein schönes spätes Spiegelbild bekommen. Die Schicksale selbst der Gestalten aus dem deutschen Volksbereich sind abgerückt ins Bedeutsame: noch Kindergeschichten, wie „Nachbars Werner“ oder „Das Vermächtnis der Tante Susanne“, die zuerst hier erschienen, leben nicht nur im Formalen abseits der Volkswelt. Glaube an die Kunst, an die überhöhte Kultur des Bürgertums über den Niederungen der kleinen Welt in der Tiefe trägt sie zuweilen in schöner Gelassenheit dahin, wie sie auch ihre sehr geschliffenen Verse erfüllt. Nur dann und wann zerbricht ein Versuch, die groß geformten Gefäße ihrer Erzählungen mit dem Inhalt allzu besonderer Leidenschaften zu erfüllen, die eigenen Ideale der Dichterin, und die Schönheit beginnt in allzu hoch genommenen Sitzegraden der Gefühle zu schmelzen. Die Gestalt der Dichterin Isolde Kurz wird neben Malwida von Meyenburg stehen bleiben als die entscheidende Erscheinung, die das große deutsche Bildungsbürgertum auf der Seite des Dichterischen hervorgebracht hat. Das Geheimnis der Wirkung ihres Romans „Danadis“, mit dem sie noch in späten Jahren einen überraschenden Erfolg errang, beruht wohl darauf, daß sie hier mit einer feltamen Vereinigung von Lebensüberlegenheit und straff gebliebener Kraft die Summe ihres Mollens und Wessens zog und Jugend und Alter, Heißes und Kühles, Phantastik und Sehnsucht nach Formruhe auf einem Gipfelpunkt, auf dem sonst schon diese Mächte sich zu trennen und einzeln ihre Wege zu gehen pflegen, mit ruhiger Sicherheit noch einmal in eines zusammenfaßte.

D. R.

Literarische Rundschau

Das Deutsche Reich in der Vorgeschichte des Weltkrieges

Aus der Verpflichtung, dem Sammelwerk von Max Schwarte über den großen Krieg 1914/18 ein Vorwort zu schreiben, Ursprung und politische Triebkräfte des ungeheuren Ringens zu ergründen, ist uns dies anregende und vorläufig abschließende Werk*) erwachsen; eine kleine Aenderungs des allzuweit gespannten Titels deutet die Ueberschrift dieser Anzeige an. Ein Unterbau, den geistvolle Leitfäden über Idee und Bedeutung des deutschen Kaisertums, über den tieferen Sinn der territorialstaatlichen

Entwicklung, über Reformation und Westfälischen Frieden zusammenhalten, macht Aufstieg und Niedergang des alten Reiches lebendig. Im Sinn seiner großen Lehrmeister, Leopold Ranke und Max Lenz, deren Unterricht und Ueberlieferung Hermann Onken vorbildlich fortsetzt, sowie in richtiger Auswertung seines Auftrages treten Staats- und Staatengeschichte in den Vordergrund, ohne Volkstum und Nationalgefühl als Faktoren der Außenpolitik zu übergehen. Alle Probleme, die aus der europäischen Mitte ausstrahlen und auf sie zurückwirken, das Verhältnis zu Polen, zu Schleswig-Holstein und zu Oesterreich werden in diesem Zusammenhange behandelt, mit besonderem, durchaus berechtigtem Nachdruck die Rheinfragen; das große Quellenwerk, das der Verfasser vor einigen Jahren der Rheinpolitik Napoleons III. gewidmet hat, darf geradezu als Auftakt zu der vorliegenden Darstellung gelten.

*) Hermann Onken, Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkrieges. Zwei Bände. Im gemeinsamen Verlag von Joh. Barth, Duncker und Humblot, Mittler u. Sohn, J. C. B. Mohr, Paul Parey, B. G. Teubner, W. de Gruyter und Co. 38,— Mark.

Je mehr sich diese der Gegenwart und damit der eigentlichen Aufgabe nähert, um so breiter und wichtiger wird der Fluß der Erzählung. Dem Untergang des alten Reiches folgt die Bismarcksche Staatschöpfung; man spürt, wie sehr der Stoff den Geschichtsschreiber innerlich packt und aufrüttelt. Nur als Beispiel, nicht als Höhepunkt seien aus dem wichtigen Abschnitt über den Eintritt dieses neuen Deutschland in die europäische Staatengesellschaft (1871/75) die ausgezeichneten Sätze herausgehoben, wie sich „dem Reichsgründer die Aufgabe der Staatskunst und der Sinn seines Lebens“ wandelte. Bis zum Jahre 1871 hatte er ein einziges, überragendes Ziel verfolgt: „die stärkste der europäischen Nationalbewegungen, die deutsche, gleichsam in das Strombett der historischen Gegebenheiten zu leiten und einen preußisch-deutschen Nationalstaat inmitten der europäischen Lebensbedingungen aufzurichten . . . Nachdem aber dies alte Ziel erreicht war, konnte es nicht anders sein, als daß der große Nerv der Aktion zur Ruhe kam und durch eine andere Richtung des seelischen Verhaltens abgelöst wurde.“ Sehr fein paßt in diesen Rahmen die Warnung vor einer Ueberschätzung des Dreikaiser-Verhältnisses von 1872, während gleichzeitig die große Linie der englischen Kontinentalpolitik einsehete, die von der (nach Disraeli) „germanischen Revolution von 1870/71 als des größten politischen Ereignisses des letzten Jahrhunderts“ bis in den Weltkrieg hineinführt. Als zweite große Entwicklungsstufe stehen der Berliner Kongreß und der deutsch-österreichische Zusammenschluß am Anfang eines deutschen Bündnisystems, das für mehr als zwei Jahrzehnte zum Mittelpunkt der europäischen Welt werden sollte. Staaten, nicht Völker, sind auch hier die Akteure!

In solcher Behandlung muß sich ein Kapitel über „die politischen Gewalten im neuen Reich“ auf ihre Bedeutung für die außenpolitische Entwicklung beschränken. Sorgfältig wird die Stellung des Monarchen neben und über Bismarck abgewogen, die Rolle der Bundesstaaten, insbesondere Bayerns, das erst mit dem Eintritt in den „ewigen Bund“ ein selbständiges europäisches Handeln aufgegeben hatte, vor allem die völlige Passivität des Reichstages in allen außenpolitischen Fragen. Nur leise klingt die Besorgnis an, daß der allzu große Abstand, der den Jupiter tonans sogar von seinen nächsten Mitarbeitern trennte, einem kommenden Geschlecht zum Verhängnis

werden konnte, die außenpolitische Erziehung des deutschen Volkes brachlag und damit der wichtigste Weg zu einem stärkeren Zusammenschluß verschlossen wurde. Auch in der Bewertung der Innenpolitik überwiegt der Stolz auf das Erreichte. Gerade heute, da ein Rückblick auf die letzten beiden Jahrzehnte die Gefahr auseinanderstrebender Kräfte deutlich zeigt, sollte die Halbheit stärker hervorgehoben werden, die in den Kompromissen über die bayerischen Reservatrechte, über die Bewilligungsbeschlüsse des Parlaments, über Heeresverfassung, Reichsfinanzordnung und ähnliche Streitfragen versteckt lagen. Unden selbst ist sich dieses Zweifelpalles durchaus bewußt, daß bei der Anwendung außenpolitischer Methoden auf die Führung im Innern gar zu leicht „alle politischen Lebenskräfte nur als Mittel im Dienste der Staatsräson des Reiches nach außen und nach innen, so wie sie in Bismarck allein lebendig waren, gewertet werden und darüber in ihrem eigenen Bezirk einer gewissen Entseelung verfallen konnten.“

Schon das letzte Jahrzehnt dieser Hochzeit (1885—1890) stellte Staat und Volk vor bisher unerprobte Fragen. Der erste Balkankonflikt, der sich an Bulgariens nationaler Zukunft entzündete, löste eine ganze Folge von Spannungen aus. Sie greifen (mit notwendigerweise kurzen Bemerkungen) auf die Zusammenhänge der preußischen Ostmarkenpolitik mit der Abwehr russischer Angriffslust und auf die Rolle Polens im Spiel der deutsch-österreichischen Beziehungen über. Auch in dieser Problemstellung reichen sich französischer Chauvinismus und russischer Panславismus über Deutschland hinweg die Hand. Der Abwehr allein ist Bismarcks Außenpolitik gewidmet: am Weihnachtsabend des Jahres 1886 wird der Staatsmann zum Seher: „Aber wenn diese Hoffnung (eines Sieges im künftigen Weltkriege) eine Täuschung wäre, wenn wir nach Gottes Willen unterliegen sollten, so halte ich das für zweifellos, daß unsere siegreichen Gegner jedes Mittel anwenden würden, um zu verhindern, daß wir jemals oder doch im nächsten Menschenalter wieder auf eigene Beine kommen. Nicht einmal auf das einige Zusammenhalten des jetzigen Deutschen Reiches würden wir nach einem unglücklichen Feldzuge rechnen können.“ Mit einem erschütternden Ausblick geht die Epoche des „Neuen Reiches“ zu Ende.

Der Anfang des zweiten Bandes bringt eine psychologisch und politisch wohl begründete Untersuchung des zwischen Bismarck und dem

jungen Kaiser unvermeidbaren Zwiespalts: Wie der Kanzler „in namenlosem Groll gegen den sicheren Verderber des Reiches“ schied und mit seiner furchtbaren Kritik den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland begleitet, wie andererseits nur ein unwissenschaftliches und ungegeschichtliches Denken die Entwicklung der Nation seit 1890 „mit einer vermeintlichen Zwangsläufigkeit unter den zermalmenden Gesichtspunkt des Schicksalsausganges von 1918 zu stellen“ wagt. Selbst in dieser wunderbar festgefügtten Erzählung aber liegt der „neue Kurs“ noch längst nicht so fest wie Bismarcks Bündnispolitik; auch in ihr spüren wir die Nähe der Zeiten. Vor allem das Fragebündel der englisch-deutschen Beziehungen überschattet die durch Wirtschaft und Politik gleichermaßen bedingte Verflechtung des Reiches mit dem Imperialismus der übrigen, älteren Mächte. Kluge Worte über die Zulässigkeit der Krüger-Depeche, deren Fehler Deutschland als tatenloser Zuschauer bei dem Untergang der baltischen Selbständigkeit sühnen mußte, bilden den Auftakt. In gleicher Vorsicht wird das Problem selbst ganz und gar dem Ablauf der Ereignisse untergeordnet, mit Zug und Recht die bisherige Behandlung im leeren Raum abgelehnt. „Die englische Staatsräson, in dem 70-jährigen Salisbury verkörpert, hatte das deutsche Bündnisproblem vom dynamischen Standpunkt gewogen und zu leicht befunden“, die negative Entscheidung nach der Seite des Deutschen Reiches trug bereits eine positive Stellungnahme zu Frankreich unter dem Herzen.

Eine äußerst zurückhaltende Untersuchung sucht die Einzelfragen zu klären. Als Beispiel sei die Feststellung hervorgehoben, daß bereits die ersten französisch-englisch-belgischen Verhandlungen in Brüssel zu einer Aufgabe der verpflichtenden Neutralität führen mußten, als der zum Schutze des europäischen Friedens geschaffene Staat „seine Kräfte in den militärischen Operationsplan zweier Großmächte gegen eine dritte einbeziehen ließ.“ Sir Grey wieder, dessen Persönlichkeit und unheilvoller Einfluß die letzten Jahre vor der Entscheidung überschatten, band mit dem vielgesagten Worte, daß die „Macht der Umstände“ sich stärker erweisen würde als jede mündliche oder schriftliche Zustimmung den französischen Partner an das Inselreich, gab aber gleichzeitig die Freiheit der eigenen Entscheidung preis. In immer kürzerem Zeitmaß gehen wir dem Ausbruch des Unheils entgegen.

Eine Uebersicht über die „politisch-geistige Atmosphäre um 1910“ leitet das letzte Buch ein. Mit erfreulicher Deutlichkeit hält sie das „Schlagwort“ von der englischen „Einkreisungspolitik“ fest: „Was in den Dokumenten nicht mit Buchstaben zu belegen ist, spricht vernehmlich aus der sinnvollen Kette politischen Handelns.“ Von Jahr zu Jahr wächst in diesem Rahmen zunächst bis zur Agadirpisode die Spannung, um dann bis in den Juli 1914 nicht abzureißen. Als Ergebnis auf allen Seiten, insbesondere im Reichstage eine erregte, unklare Stimmung, die vergebens eine eindeutige, klare Antwort erwartet. Nicht ohne Grund erfährt das Verhalten der in einer gefährlichen, unerantwortlichen Form im Flottenverein, im Alldeutschen Verband und in anderen Kreisen zusammengefaßten „öffentlichen Meinung“ ein abfälliges Urteil, noch schärfer aber sollte die Verständnislosigkeit geißelt werden, mit der Auswärtiges Amt und Kanzler das Spiel auf diesem feinnervigen Instrument ablehnten. In die gleiche Richtung, in die der Berichterstatter nicht folgen kann, gehört die allzu optimistische Meinung von den letzten Verhandlungen über ein deutsch-englisches Abkommen (Halbansatz Anfang 1912). Erst der Besuch Poincarés in Petersburg bringt in die ruhig abwägende Erzählung von der weltpolitischen Kräfteverteilung dieser Jahre einen wahrhaft dramatischen Einschlag. Die „historischen“ Kriegsziele Frankreichs reifen der Entscheidung entgegen. —

Wir stehen am Ende einer Darstellung, die unser gegenwärtiges Wissen von der Vorgeschichte des Weltkrieges in vorbildlicher Form und Farbe zusammenfaßt und dem Deutschen Reich mit sicherer Hand seinen Plag im Ablauf dieser Entwicklung anweist. Nach einer beiläufigen Bemerkung des Verfassers haben wir von ihm als Fortsetzung und Krönung auch die erste politische Geschichte des Krieges selbst und seines Abschlusses zu erwarten. Die Kriegsschuldfrage in ihrer alten Fassung hat längst ihre Widerlegung gefunden; Ursprung und Absicht des schmachvollen Artikels aber gehen tiefer: er gibt dem Reich der übrigen, älteren Nationen, die sich durch den Aufstieg Deutschlands im Genuß der Beute und damit in ihrer „Sicherheit“ bedroht sahen, lediglich einen volkstümlichen, propagandistischen Ausbruch. Eine zweite, weit gefährlichere Auslegung geht daher nicht auf eine rechtliche Entscheidung, sondern „gegen den geschichtlichen Anteil der Deutschen an der europäischen Staatenentwicklung“.

lung." Hier steht Hermann Onkens glänzend geschriebene Verteidigungsschrift ein und geht mit wuchtigen Waffen zum Gegenangriff über. Ein Werk von tiefster nationaler Bedeutung harret der empfänglichen Leser!

P. Wenzke.

Von Glück und Elend der Demokratie in Frankreich

Die parlamentarische Demokratie Frankreichs von ihren Anfängen her zu enthüllen in ihrer ganzen Fragwürdigkeit und Verderbnis, von ihren Staatsakten, Krisen und Skandalen und Bankrotten ein lebenswaches wie aber auch geschichtlich treues Bild zu zeichnen — das ist wohl eine Aufgabe eines tüchtigen Historikers und politischen Psychologen wert. Sie ist der Gegenstand des soeben erschienenen Werkes von Walter Frank: „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik.“*)

Nach dem Vorgange französischer Nationalisten wie Drumont, Bernanos, Maurras, halten wir zum erstenmal das Werk eines deutschen Historikers in Händen, der bei seiner Quellenforschung auch amtliche deutsche Akten einbezog und so das Entscheidende tat zur Klärung der Geschichte der französischen Demokratie und der Erhellung ihrer dunkelsten Blätter. Was für diesen besonderen Fall zugleich bedeutet, daß sich kein glücklicheres Instrument denken läßt, sowohl der Rechtfertigung für unsere nationale wie auch der geistigen Werbung für sie im Auslande, als dies Werk. In ihm verbindet sich die kluge Behutsamkeit und Zurückhaltung in der Sache mit der Schärfe des nationalen Gesichtspunktes in der historischen Auffassung.

An den Beginn seines Werkes stellt Frank „ein persönliches Bekenntnis“, in dem er berichtet, wie er 1925 im ersten Aufkommen der nationalen Bewegung gegen eine Welt den Gedanken zu seinem Werke faßte: „die große Krise der eigenen Nation führte also gerade auch zu wissenschaftlichen Erkenntnissen.“ Aus deutschen Wurzeln wuchs ihm das Werk über französische Geschichte. Es ist ihm mit seiner Darstellung so ernst, daß er wünscht, es möge den Lesern aus seinen Blättern „das eigene Vaterland, leidend und kämpfend, entgegenstreiten“.

Der Inhalt des Werkes steht in dramatischer Spannung. Es sind die Jahrzehnte nach dem

Zusammenbruch, da Frankreich sich notgedrungen nach innen wendet. Des Krieges und der Abenteuer müde, gemieden und verlassen nach außen, unterwirft sich das Land einer Diktatur, Herrschaft von Parlamentariern, welche mißtraulich die untereinander verfeindeten Herrscherfamilien der Vergangenheit beiseiteschieben, aber auch gegen das wählende Volk sich in Klüngeln zusammenschließen, nicht um es zu regieren, sondern um es auszubeuten. Binnen weniger Jahre werden auf diese Weise Frankreichs beste Männer verbraucht oder ins Unglück gestoßen. Uebrig bleibt und erhält sich unabshüttelbar am Ruder eine Herrschaft des Geldes, die das Volk von Krise zu Krise hegt und es in furchtbare Korruptions-Skandale stürzt. Frankreich wird zur Bühne für diese großen Affären, und rings sieht Europa und schaut spöttisch und entrüstet zu. Führer und Verführer, Tribunen und Betrüger schreiten vorüber auf dieser teuflischen Szene, von der man zuweilen nicht mehr unterscheiden kann, ob sie eine Posse oder eine Tragödie darstellt. Gambetta, der Volkstribun, der Gründer dieser Republik, ein ungekrönter Volkskaiser der Franzosen für eine Weile, wird nach fünf Jahren gestürzt und stirbt gleich danach. Der Ruf nach dem Retter beginnt aus Unglück und Untergang: General Boulanger wird Volksheld, versagt sich der Tat und begeht Selbstmord.

Das Panama kommt herauf, die vernichtendste Korruptionsaffäre durch zwölf Jahre hin, und diese wird abgelöst durch den Dreyfus-Skandal, der auf fünfzehn Jahre das Land lähmt. Das Werk schließt mit einer meisterhaften Darstellung der Männer, der Ideen und der Literatur des französischen Nationalismus jener Tage.

Gregor Heinrich

Der neue Staat und die Intellektuellen*)

Aus einem Akt der Rechtfertigung und der Loyalität gegenüber der Nation, den der Dichter Gottfried Benn mit all seinen Folgen öffentlich durchführte, erwuchs ihm die Auseinandersetzung mit dem Intellektualismus. In seiner neuen Streits- und Bekenntnisschrift vom Verhältnis des neuen Reiches zu den Intellektuellen faßt Gottfried Benn das Ergebnis einer fünfzehnjährigen gedanklichen Entwicklung zu-

*) Gottfried Benn, Der neue Staat und die Intellektuellen. Stuttgart 1933, Deutsche Verlagsanstalt.

*) Hamburg 1933, Sanseatische Verlagsanstalt.

jammen, als Eugeniker, Biologe, Psychologe und Organiker, aber auch, und das ist das Entscheidende, als Seher und Dichter. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit erscheinen in ihm gebunden zu einer Einheit des Gedankens der kämpfenden Nation. Der Intellektualismus wird als Weltfrage für die weiße Rasse gestellt: nur der entschlossenste Ernst, so warnt er, darf an diese Dinge rühren. Er beruft sich auf sein bisheriges literarisches Werk, das vulkanisch und dionysisch immer wieder die große Weltstunde ankündigte. Er ruft sie jetzt auf für Deutschland, er fordert die Züchtung eines neuen Menschen in Europa, des „Deutschen Menschen“. Alle Einzelforschungen Bennis, sowohl hinsichtlich des Gehirns, wie überhaupt des biologischen Aufbaus der Persönlichkeit münden in das Züchtungsprinzip, dem der Dichter einen völlig neuen Inhalt gibt. Das alles, man verstehe recht, ist biologisch begründete Konsequenz. Wenn warnt ausdrücklich: „verbrecherisch, wer den neuen Menschen träumerisch sieht, ihn in die Zukunft schwärmt, statt ihn zu hämmern. Kämpfen muß er können.“ Und Züchtung muß der neue Staat durchsetzen, denn die Angriffe gegen Deutschland werden erst beginnen. Ein Jahrhundert großer Schlachten jagt er dem deutschen Volk voraus. In die Mitte seines Buches setzte der Dichter eine umfassende Studie über „Goethe und die Naturwissenschaften“. Schon dieser eine Abschnitt genügt, um dem Werk seinen Rang einzuräumen. Die Sprache ist durchsichtig und in der wissenschaftlichen Beweisführung von feinsten Präzision. Hier ist ein Generalangriff auf den Intellektualismus siegreich durchgeführt.

Gregor Heinrich

Kameraden der Arbeit*)

Dieses mit einem Vorwort des Reichsarbeitsministers Franz Sedlitz versehene Buch über „Deutsche Arbeitslager: Stand, Aufgabe und Zukunft“ gibt einen vorzüglichen Überblick, der durch 97 lebendige Bilder besonders anschaulich gemacht wird. Vieles mag durch den Januar, und Märzumschwung bereits überholt sein, aber ebensoviele steht noch offen als ein inneres Gestaltproblem unserer Gegenwart. Sumal die zahlreichen Briefe und Berichte aus der Praxis des RAD. und der bereits seit dem Jahre 1924 tätigen, bündischen Arbeitslagerbewegung bringen eine Fülle von Anregungen und Erfahrungen an den Leser heran.

*) „Kameraden der Arbeit“ von Friedrich Wilhelm Heinz. Berlin 1933, Grundsberg-Verlag.

Die „Kameraden der Arbeit“ sind keine einfache Arbeitsdienst-Reportage, sondern ein Versuch, durch die Entwicklung der Geschichte des RAD., durch die Wiedergabe der grundsätzlichen Stellungnahme der im Arbeitsdienst führenden Verbände und Bewegungen, sowie durch eigene Gedanken des Verfassers den Grundgehalt des ganzen Problems zu verdeutlichen und ihn organisch in den Gesamtzusammenhang der deutschen Notwendigkeiten einzugliedern. Heinz ist Preuße von Geburt und von Weltanschauung, und damit ist natürlich auch seine Schau dieser Gesamtnotwendigkeiten preussisch bestimmt, obgleich sie sich im Glauben an „das Reich“ begründet. Dieses aus dem Preußentum heraus erlebte und gewollte Reich verbürgt eine den Anforderungen der Notwendigkeit entsprechende Härte und Klarheit, aber, an der inneren Fülle des deutschen Lebens und Menschentums gemessen, will diese Klarheit etwas zu nüchtern erscheinen. Die Fülle will nicht nur um des Staates willen und auf ihn zu erklingen, sondern so, wie sie in sich selber ruht, so muß sie sich auch zu sich selbst erfüllen. Deutscher, d. h. weiter und lebendiger noch als der Staat und die Bewußtheit der Nation ist das Erlebnis der Heimat und eines Menschentums, das die durch Arbeitslosigkeit und Verhehung zerstörten und heimatlosen Massen wieder menschlich und geborgen werden läßt. Wer als Deutscher wieder an das Leben glauben kann, weil er wieder Leben, Wärme und Liebe spürt, der fühlt sich selbstverständlich der Ganzheit des deutschen Lebens angehörig und ist zum Dienst an ihr bereit. Darum ist auch nur der ein echter Führer im deutschen Sinn, sei es im Arbeitsdienst oder in irgendeiner anderen Gemeinschaft, der ein ganzer und lebendiger Mensch ist. Nicht das, ob er von Zucht spricht und sie zu lehren weiß, ist entscheidend sondern einzig, ob er liebenswert ist. Dann kommt die Zucht von selber, und erst dann ist sie gelebter und erfüllter Dienst.

Jörg Lampe

Louise Dumonts Vermächtnisse*)

Gustav Lindemann, der Gatte und Arbeitsgenosse Louise Dumonts, hat nach deren Tod ein Buch zusammengestellt, das die Schriften der großen Tragödin und Schauspielleiterin enthält. Da die Dumont Bühnenkünstlerin und nicht Schriftstellerin von Beruf war, ist der

*) Louise Dumont: Vermächtnisse. Herausgegeben von Gustav Lindemann. Düsseldorf 1932. Aug. Bagel.

Inhalt des ziemlich kräftigen Bandes ungleichwertig. Pietätvolle Liebe hat das Material zusammengetragen, aber es wäre dem Ganzen besser gedient gewesen, wenn eine und andere Gelegenheitschrift und verschiedenes von dem Anhang weggeblieben wäre.

Die besten Arbeiten sind diejenigen, die Kritik und Gedanken, Sorgen und Hoffnungen dieser lebhaft fühlenden, logisch denkenden Frau über das Verderben und Neuerwerden unseres deutschen Theaterkörpers wiedergeben. Betrachtungen, wie die über Goethes Frauengestalten und „Aus Abens Frauengestalten“ und vor allem der Abschnitt „Kunst in der Lebensgestaltung“ sind wertvolle Beiträge zur Theaterliteratur. Was Louise Dumont aber in den beiden Hauptaufsätzen: „Ursprache“ und „Worte zur Krisis des deutschen Theaters“ sagt, das ragt weit über den Rahmen des Sachlichen und geht jeden denkenden Volksgenossen dringend an. Fast hellheiterlich gewährt sie uns Einblick in das schwer gestörte Uhrwerk, in den morschengewordenen Bau der deutschen Bühne. Sie sieht den tiefsten Grund der Theater-Krise im Mangel an deutschem Sprachgeist.

Den gerne angeführten Mangel an Bühnendichtungen anerkennt die Dumont durchaus nicht. Zur interessanten Analyse moderner Dramatik zieht sie die Arbeiten der Autoren einer für uns fast schon verklungenen — und doch vielleicht gar nicht ausgeschöpften — Epoche heran. Zum Apostel des reinen Sprachgeistes aber erwählt sich die Rheinländerin den Landsmann Stefan George, der ihr geistig besonders nahesteht.

Ein sehr anregender Aufsatz ist dem „Deutschen Theater am Rhein“ gewidmet. In den Elementen rheinischer Volkssprache, im rheinischen Klangreichtum sowie in dem starken Saften in der Tradition sieht die Verfasserin den Grund zur instinktiven Abwehr ihres Heimatgebiets gegen die Einflüsse einer rein verstandesmäßigen Entwicklung und abstrakten Formgebung unserer Sprache. Sie hört ihre Ur-Melodie am deutlichsten noch an den Ufern des Rheins und führt diese Erkenntnis als Haupttriebfeder zur Gründung ihres Düsseldorfer Schauspielhauses an. Unwillkürlich drängt sich dem Leser die Frage auf: ist Louise Dumont in der Praxis das durchzuführen gelungen, was sie theoretisch so wunderbar predigt? Gibt es überhaupt reale Rückwege zur deutschen „Ursprache“? Von heute auf morgen ist solche „Umgeißtung“, solche „Umbetonung“ einer Sprache nicht möglich, aber es wäre doch eines möglich, daß die große Regisseurin, aus ihrer weiblichen Selbsthörigkeit heraus, die Fähigkeit gehabt hätte, eine Schar

von Jüngern zu den neuen Bahnen hinzuleiten. Wenn jetzt — da Deutschland schreit nach geistiger Erneuerung — an allen Ecken und Enden des Reichs die Dumont-Schüler aufstehen werden und „Erhebung der Sprache und des Geistes“, wahres Verständnis unserer Klassiker und die kraftvolle Befruchtung der jungen Dichtergeneration, von der Bühne herab durch echte lebensfähige Kunst zur Wirklichkeit werden lassen, dann hat Louise Dumont nicht nur *vorgedacht*, sondern auch *vorgelebt*! Dann darf sich erst ihr größter Wunsch erfüllen: dann darf sich Louise Dumont der Reuberin „vollberechtigt an die Seite stellen“. M. C.

Die Insel Tütar Saar

„Alles verändert sich in diesen Nächten. Es ist, als öffne sich ein zweites Auge, als läge der Kern des Wesens einmal bloß und offen. Land und Meer zeigen ein neues Gesicht. Nicht, daß es deutlicher wäre; wie könnte ich es auch ertragen, weiß ich doch, daß jetzt die Welt aufhört ein Gleichnis zu sein, um zu werden, was sie schließlich doch ist, nun aber ganz offensichtlich: Geheimnis.“

Das sind Worte aus einem Buch, das selbst seine stärkste dichterische Kraft in der Sichtbarmachung von „Gleichnis und Geheimnis“ der Welt beweist, aus dem eben im Insel-Verlag erschienenen Roman von Edward S. Schaper „Die Insel Tütar Saar“ (RM. 5,—). Unsere Leser kennen diesen jungen Dichter schon aus zwei in der „Deutschen Rundschau“ erschienenen Erzählungen („Orla und Jonathan“ und „Saga“); nun liegt eine größere Arbeit von ihm vor, die mehr als eine bloße Talentprobe ist, nämlich ein dichterisch erfaßtes Stück Welt, eine Schau in das wesentlich Menschliche selbst.

Auf der „Insel Tütar Saar“, einem Eiland hoch im Norden, lebt einsam ein Hirt, der von dem Wahn besessen ist, zum Wächter eines hier verborgenen Schatzes eingesetzt zu sein, und dem aus diesem Glauben eine königliche Herrscherkraft zuwächst. Zu diesem Eiland gelangt der Held der Erzählung auf einer Fahrt und flucht ins Unbekannte und gerät in die Gefangenschaft des Herren der Insel. Im Zusammenleben mit dem Hirten wird dem Fremden dessen Wahn bald zum Gleichnis eines höheren Glaubens, er gewinnt das Vertrauen des Hirten und lebt im Schatten eines sichereren Lebens zu eigenem Glauben wieder auf. — Wie dann allmählich die Außenwelt wieder in das Leben auf der Insel hineinwirkt, wie Glauben und enge Wirklichkeit in Gestalt anderer Men-

sehen, eines Mädchens besonders, gegeneinander streiten, wie schließlich der Hirt selbst an Zweifeln zugrunde geht und der Fremde zu der Frau zurückkehrt, von der er floh, nun aber mit neuem Lebensglauben begnadet, das alles ist mit starker Symbolkraft gestaltet.

Schaper hat viel Verwandtes mit nordischen Dichtern, ohne von einem von ihnen in Stil oder Fabel abhängig zu sein. Seine Gestalten zeigen ihr Wesen in den Träumen, denen sie folgen. Mystisches schwingt in allen Erlebnissen, und oft verdichtet sich das visionäre Element der Erzählung zu in den Gang der Handlung verflochtenen Legenden oder Traumschilderungen. Nicht aber, daß hierbei die Gefahr eines bloßen Symbolismus entstünde, vielmehr ist das eigentliche Lebenselement der Dichtungen Schapers eine große Kraft der Naturschau und Naturdarstellung, die alles Gedankliche trägt und in die lebendige Wirklichkeit zurückmünden läßt.

Schapers bisheriges Schaffen — es sind von ihm schon eine ganze Reihe von Erzählungen veröffentlicht, und viel Unveröffentlichtes wartet noch auf seine Leser — ist ein großes Versprechen. Wir hoffen und wünschen, daß „Die Insel Tütarjaar“ ihm den Weg zum großen Publikum öffnen und dem Insel-Verlag die Möglichkeit zur Herausgabe anderer Werke von ihm geben wird.

S. K r a u s

Weihnachtsbücher

An die Spitze der Geschenkbücher stellen wir die Volksausgabe des Buches von Generalfeldmarschalls v. Hindenburg „Aus meinem Leben“ (Leipzig, Hirzel und Bibliographisches Institut). Durch die Zusammenarbeit der beiden Verlage ist es ermöglicht worden, dieses bedeutsame Buch in ungefälschter Form mit reichem Bilderschmuck zu dem wirklich volkstümlichen Preise von 5,80 Mark in ausgezeichneter Ausstattung, klarem Druck und großem Format herauszubringen. Auf die Bedeutung dieser einzigen Selbstbiographie unseres Reichspräsidenten und Feldmarschalls haben wir früher eindringlich hingewiesen, so daß nur noch festzustellen bleibt: die Auswahl der Bilder unterscheidet sich von jeder landläufigen Bebilderung und ist nach Gesichtspunkten getroffen, die des behandelten Gegenstandes würdig sind. Sie zeigen uns Hindenburg in verschiedenen Stadien seines Lebens und in historischen Momenten, die nicht nur für sein Leben, sondern das Geschick unseres gesamten Volkes von entscheidender Bedeutung waren. Auch sechs Weltkriegsarten in hervor-

ragender Ausführung sind beigelegt. Dies Buch stellen wir deshalb an die Spitze unserer Weihnachtsempfehlungen, weil hier an einem großen Beispiel klar wird, wie die Lebensführung eines einzelnen Mannes, der — bei vorhandener ungeheurer Leistung — das Seinprinzip verkörpert, für ein ganzes Volk Vorbild werden kann.

★

Eine Gabe von wahrhaft nationalem Wert und beglückender Schönheit ist der Band der Insel-Bücherei „Die Minnesinger in Bildern der Manessischen Handschrift“ (Leipzig, Insel-Verlag), zu dem der Germanist Hans Kaumann ein Geleitwort schrieb, in dem er feinsinnige Deutungen der 24 aus den 137 Bildern der Handschrift ausgewählten gibt. Hier beschert der Insel-Verlag das Schönste an kleinen Gaben, was ihm seit Jahren gelang. Die 24 ausgewählten Blätter, denen Meister Johannes Hadlaubs achties Lied sich anschließt, gehören zum kostbarsten deutschen Volksgut, ihre Wiedergabe in vieljarbigem Offsetdruck ist vollendet: und das gibt der Insel-Verlag jedem einzelnen Deutschen für den Preis von 80 Pf.! Der deutschen Arbeit des Insel-Verlages, die das Lebenswerk eines einzigen Mannes, Anton Kippenberg ist, kommt jetzt erhöhte Bedeutung zu. Sie ist eine Säule deutscher Kultur, die international anerkannt ist.

★

Auch die Blauen Bücher sind mit einer weiteren Gabe von großer Schönheit vertreten, „Deutsche Barockplastik“ (Königstein, Karl Robert Langewiesche, 2,40 Mark), die Wilhelm Pinder in vollendeter Meisterschaft einleitete. Hier ist auf knappstem Raum mit hervorragenden Bildbeiträgen eine Kunstgeschichte im Kleinen, welche in vorbildlicher Weise die Aufgabe löst, aus großer Konzeption und genauester Sachkenntnis heraus einen wesentlichen Abschnitt deutscher Kunst in lebendigen Besitz umzuwandeln.

★

Holde Kurz, deren 80. Geburtstag wir in diesem Monat begehen, zeigt die unverminderte Kraft ihrer prachtvollen Erzählergabe in dem Buche „Die Nacht im Teppichsaal“ (Tübingen, Rainer Wunderlich, 5,50 Mark). Hier läßt sie im Teppichsaal eines alten, verlassenen, italienischen Schlosses vor einem echt deutschen Wanderer die Geschichte dieses Schlosses, wie der Wirtler sie im Teppich saß hielt, und damit ein gut Teil echter italienischer und durch den Reichtum der Dichterin auch Menschheitsgeschichte in einer

wundervollen Sprache lebendig werden. Den Dank für diese Gabe, die sie ihrem Volke zu ihrem Geburtstag schenkt, kann man nur abstatten, indem man diese Gabe anderen weitergibt.

★

„Die bunte Schüssel“ nennt sich ein Sammelband von Erzählungen des flämischen Dichters Felix Timmermans, übertragen von Peter Mertens, wiederum mit eigenen Zeichnungen, die ebenso eigenwüchsig sind wie sein ganzes Schaffen (Leipzig, Insel-Verlag). Das Buch beginnt mit der prächtigen Novelle vor der Heiligen Elisabeth „Der Mantel der Armut“ und endet mit einem köstlichen Selbstbildnis des Dichters. In dem Reigen dieser Erzählungen, die in jeder Zeile den ganzen Timmermans enthalten, sind auch zwei Geschichten für Kinder. Ein paar Titel: „Das Brevier für Liebende“, „Der mutwillige Schweinskopf“, „Die heiligmachende Krähe“. Da ist der ganze Timmermans und seine Umwelt, in der für deutsches Fühlen nichts Fremdes ist, sondern in der man sich beglückt zu Hause fühlt.

★

Ein Geschenkwerk von großem künstlerischem Wert ist das Märchen „Der gelernte Jäger“ mit den 18 Steinzeichnungen von Max Slevogt (Berlin, Bruno Cassirer). Es ist in einmaliger Auflage von nur 400 Exemplaren erschienen auf Büttenpapier, der Druck der Steinzeichnungen erfolgte mit der Handpresse bei Jakob Hegner in Sellenau. Es zeigt eindringlich den hohen Stand deutscher Buchtechnik und hat darüber hinaus den Wert eines Erinnerungsgrußes von Slevogt nach seinem Tode. Wir kennen seine wundervollen Illustrationen zu den verschiedenen Büchern und Märchen. Es will uns fast dünken, als ob diese Steinzeichnungen noch auf einer ganz besonderen Höhe der Reife stehen, alle die Vorzüge seiner ungewöhnlichen Begabung strahlen hier in hellem Glanze. Eine gewisse Schwere liegt über dem Ganzen, wie hinter dem Märchen das Schicksal steht. Daneben Einzelheiten echten Humors bis in die Nähe der Groteske. Meisterhaft die Figuren in der Bewegung, schwer die mächtige Riesenwelt, und in schönem Kontrast dazu die Figur des jungen Schlossers, der zum gelernten Jäger wurde und mit den Zauberwaffen des Märchens alle Feinde besiegt und schließlich und endlich die Königstochter und das Reich erhält. Der Preis für das in Pergament gebundene Buch beträgt 22 Mark, das ist für eine solche Gabe, die jeden Freund des deutschen Buches, deutscher Graphik und des deutschen Märchens begeistern wird, nicht viel.

Auch der Verlag Eugen Diederichs (Jena) gibt jetzt eine Reihe kleiner Bücher heraus zum billigen Preis von 0,80 Mark, die er „Die deutsche Reihe“ nennt. Sie ist gut zusammengefasst, ältestes deutsches Volksgut und Meisterwerke lebender Erzähler. Sie beginnt mit Paul de Lagarde „Bekenntnis zu Deutschland“; aus der älteren Zeit gibt Hans Raumann „Germanische Spruchweisheit“, und unter dem Titel „Götterdämmerung“ sind Strophen aus der Edda zusammengefasst. Ferner ein Band Gedichte „Vollan der Arbeit“ und von Erzählungen Agnes Miegel „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“, ein kleines Meisterwerk, Lulu von Strauß und Torney „Auge um Auge“, Edwin Erich Dwinger „Zug durch Sibirien“ und Otto Smolin „Prohn kämpft für sein Volk“. Das ist ein guter Anfang!

★

Ueber den „Heideschulmeister Uwe Karsten“, den Roman von Felicitas Rose, braucht deutschen Lesern kein Wort des Lobes und der Empfehlung mehr gesagt zu werden, er hat seinen Platz in den deutschen Herzen erobert. Das beweist auch, daß jetzt das 400. Tausend erscheinen konnte, als Jubiläumsausgabe mit 108 Bildern in Kupfertiefdruck aus der Reihe ausgestattet (Berlin, Verlags- haus Bong & Co., Preis 4,80 Mark). Die Bilder sind so, daß man Felicitas Roses These, daß ihr Schulmeister Karsten in seiner ganzen Innerlichkeit und seelischen Kraft nur von dieser Heide geboren werden konnte, ganz befaßt.

★

Von Joseph Conrad, dem zum Engländer gewordenen Polen, dessen Bücher, vor allen Dingen die Seemannsgeschichten, Allgemeingut der gesamten Welt geworden sind, ist jetzt die deutsche Uebersetzung seines großen Romans „Mit den Augen des Westens“ erschienen (Berlin, S. Fischer, 4,80 Mark), in dem das Schicksal eines eigenartigen Menschen in einer Revolution geschildert wird, dessen Pole politischer Mord und Verrat aus Ueberzeugung sind. Der anglißierte Pole blieb der slawischen Welt innerlich nah genug, daß er die Unbegreiflichkeiten dieser haltlosen und unheimlichen Seelen verständlich machen kann.

★

Eine wundersam feine Gabe ist Hermann Jesses „Hermann Lauscher“ (Berlin, S. Fischer, 4,80 Mark). Die „Deutsche Rund-

Schau" brachte im November 1919 Hermann Hesses „Kinderseele“, zu ihr führen unmittelbare Fäden vom „Hermann Lauscher“, der 1901 zuerst erschien und von Wilhelm Schäfer 1907 neu herausgegeben wurde. Er umfaßt „Meine Kindheit“, „Die Novembernacht“, „Lulu“, „Schlaflose Nächte“, „Tagebuch“, „Letzte Gesichte“, „Kinderjahre“, „Freund- und Liebschaften“, „Deutsche und schweizer Umwelt“ des eigenwilligen Lauscher, der in vielen Stücken Hesse selbst ist. In seiner großen Echtheit, seinem Bekenntnisrang, in dem doch letzte Dinge scheu bewahrt bleiben, bildet vor allen Dingen der Abschnitt „Meine Kindheit“ ein eindringliches Mahndokument für alle Eltern, den richtigen und richtigen Wegen der Kinderseele stärker nachzugehen, als die meisten in ihrer Tagesbeanspruchung es tun. Die feinen Zeichnungen von Gunter Böhmer fügen sich ganz diesem starken Seelendokument ein.

★

Was in dem schönsten Frauenbuche des vorigen Jahres „Amel“ Ruth Schaulmann, die Dichterin, begann, hat sie in gewissem Sinne in ihrem Roman „Ves“ (München, Kösel und Pustet) vollendet, denn er vertieft, wenn auch in neuer Kunstform, die Kenntnis weiblicher Psyche der Kinderjahre in die Sphäre der erwachenden Frau. Manches lieft sich zunächst für Ruth Schaulmann ungewohnt, aber schnell erkennt man, daß der gelegentliche Ueberschwang der Form nur der Ausdruck des unendlichen Seelenreichtums dieser großen Dichterin ist. Auf dem tiefen, reichen, schweren und doch so bunten Mutterboden der Katholizität hat sich hier ein in der Anlage begnadetes Talent zu hoher Meisterschaft entfaltet. Es ist die Geschichte von zwei Freundinnen, beide mutterlose Waisen, deren inniges Verwachsen im Institut getrennt wird, bei der einen durch den Eintritt in die Ehe, bei der anderen durch das Einbrechen wirtschaftlicher Not beim Tode des Vaters. Diese, Hortense, geht schwere und dunkle Wege, fällt einem Mann anheim, der mit dem Geschenk ihrer Liebe nichts anzufangen versteht und sie verläßt, als die Frucht dieser sündigen Liebe in ihr zu reifen beginnt. Das Schicksal knüpft die Wege beider junger Frauen wieder aneinander, indem durch die Vermittlung der schönsten Figur dieses Buches, des alten Arztes Verneuil, das von Hortense unwillig und in Haß geborene Kind Germaine, der jungen Frau, der der letzte Segen der Ehe versagt bleibt, gebracht wird, ohne daß beide den Zusammenhang ahnen. Germaine wird glücklich mit dem fremden Kind, denn es gibt

ihr kraft seelischer Durchdringung Vollenbung, die sonst nur das Körperliche Mysterium der Mutterschaft bringen kann, und in Hortense erwacht das Bewußtsein vom Königtum der Mutterschaft durch das Glück der Freundin an ihrem Kinde. Stürmisch verlangt sie ihr Kind zurück, aber sie muß durch die innere Läuterung gehen und findet den Zugang dazu wieder durch Verneuil. Hier klingt nun der zweite wunderbar tiefe Gedanke des Buches an: der Mensch, der Schicksal zu spielen wagt, um andere zu erlösen, muß das Geschick des Gottessohnes auf sich nehmen, an diesem Eingriff in Gottes Rechte zermalmt zu werden. Der Reichtum der Seele und des Gefühls und der tiefen christlichen Gedanken sprengt fast den Rahmen des Buches, aber dieses Buch bestätigt den hohen Rang, den Ruth Schaulmann sich als Dichterin erworben hat.

★

Ein zweites Buch von Ruth Schaulmann „Sieben Frauen“ (Berlin, G. Grote) vereinigt sieben Novellen der Dichterin, von denen die zweite — „Moria mortu' amore oder Torheit von Liebe erlegt“ — ja unseren Lesern nicht unbekannt ist. Dieses Buch zeigt gerade in der Ausstrahlung auf die verschiedensten Lebens- und Gesellschaftsbezirke die außerordentliche Reichtum und Tiefe ihrer Gaben.

★

Otto Bräus, der rheinische Dichter, unseren Lesern wohl vertraut, läßt eine prächtige Erzählung „Das Mädchen von Utrecht“ in Buchform jetzt erscheinen (Berlin, G. Grote, Leinen 4.80 Mark). Ein rheinischer Fabrikant zieht zur Brautwerbung aus nach Utrecht, weil er in einem seiner gewohnten Tabakspakete den Brief einer Holländerin fand, die als Witwe sich wieder verheiraten möchte. Das Wagnis gelingt, er findet in der ledigen Briefschreiberin sein Ideal, und das Glück überwältigt ihn so, daß er nach guter rheinischer Art auf der Rückfahrt nach seinem niederrheinischen Heimatstädtchen des Guten zu viel tut und in begeisterter Trunkenheit den Werberrn des Soldatenkönigs in die Hände fällt. Den vereinten Anstrengungen seiner Mitbürger, seiner prächtigen Mutter, sowie dem tatkräftigen Eingreifen seiner unverzagten Verlobten gelingt es unter vielen Sährlichkeiten, ihn von dem Preußenkönig frei zu bekommen. Das alles ist mit sonnigem Humor und doch feinsten Nachdenklichkeit geschildert in echter Freude am Erzählen. Aber das ist nicht das Wichtigste an diesem Buch. Das Wichtigste ist, gerade in unseren Tagen,

wie hier ein Rheinländer, dem alles rein Preussische fremd, ja unsympathisch ist, trotz des erzwungenen Dienstes zur innerlichen Befahrung des Preussentums kommt und diese Erkenntnis, die eine deutsche Erkenntnis ist, auch nach seiner Befreiung seinen Mitbürgern gegenüber vertritt. Hier ist ein Weg gezeigt, wie der deutsche Dichter, wenn er wirklich berufen ist, nationalpolitische Aufgaben in einer Form lösen kann, die jedem eingeht. Allerdings gehört ein solcher Meister und ein so harter Dichter dazu, wie Otto Bräun es ist.

★

Von Ernst v. Salomons Roman „Die Geächteten“, der in der „Deutschen Rundschau“ eindringlich gewürdigt wurde (Berlin, Rowohlt) ist eine Sonderausgabe erschienen, das elfte bis zwanzigste Tausend umfassend. — Zu gleicher Zeit gibt Salomon ein neues Buch heraus „Die Kadetten“ (ebenda), in dem er den Versuch unternimmt, die Geschichte des königlich preussischen Kadettenkorps von 1913 bis zur Auflösung im Jahre 1920 zu schreiben. Der Versuch ist gelungen, denn hier wird nicht nur das Schicksal der preussischen Kadetten im weitesten Sinn deutlich, sondern ein Erziehungssystem, das in seiner spartanischen Härte dazu beitrug, Preußens Rückgrat steif und fest zu machen, wird aufgezeigt, und der Segen solcher gewollten Enge, die, wenn nur genügend Substanz vorhanden war, Charaktere und aufrechte Männer hervorbrachte, kommt klar zum Bewußtsein.

★

Wir haben unseren Lesern in den letzten Jahren zwei Erzählungen einer bis dahin unbekannten Autorin, Margarete Schiefl-Bentlage bekannt gemacht, das eine war „Der Mann aus der Hölle“, das andere „August“. Es wird unsere Leser freuen, zu hören, daß jetzt von dieser Autorin ein Band Erzählungen „Unter den Eichen“ (Leipzig, Paul List, 5,50 Mark) erschienen ist. In ihm finden sich auch die bei uns veröffentlichten Erzählungen wieder. Hier ist ein ganz ursprüngliches Talent. Diese Geschichten aus dem Leben eines deutschen Stammes sind ein prächtiges Beispiel dafür, daß nichts auf dieser Welt verloren geht. Ihre Eltern, ihre Großeltern, bestimmte Personen des Vorfes, die Dienstboten, alle waren für das empfindliche Kind Geschichten- und Märchenzähler. Das Leben des Stammes selber formte sich in diesen einfachen Worten bodenständiger Menschen zur dichterischen Wirklichkeit. Die Summe dieser Ströme ergab die Auslösung der bildenden Kraft in einem Kinde des Stammes. Nach-

dem die Zeit reif war, gelang ihr der Wurf, die Kinderin von Stammeswesen und Stammes eigenart zu werden. Das ist der große Vorzug von Margarete Schiefl-Bentlage, der erhöht wird durch die Tatsache, daß die Künstlerin nicht nur ersten künstlerischen Gestaltungs willen und Verpflichtung gegenüber dem Werke hat, sondern über ursprüngliche, gestaltende Schöpferkraft verfügt.

★

Ueber Hans Friedrichs Blunds Schaffen, soweit es aus vergangener Zeit stammt, braucht den Lesern der „Deutschen Rundschau“ nichts mehr gesagt zu werden. Aber sie werden es begrüßen, zu erfahren, daß seine großen Romane „Stelling Rotlinnsohn. Die Geschichte eines Verklünder und seines Volkes“, „Sein Hoyer. Ein Roman von Herrn, Hansen und Hagestolzen“, und „Berend Soel. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer“, nunmehr in einem Bande, von Dichter in gewissenhafter Verpflichtung gegen das eigne Werk durchgesehen und zum Teil umgearbeitet, erschienen sind zum billigen Preise von 6.80 Mark für den Leinenband (München, Langen-Müller), unter dem Titel „Werden des Volkes“. An diesem Buche wird man eine Probe machen können, ob die Auswechslung der Literaturen nun wirklich den substanzhaften deutschen Dichtern zugute kommen wird. Früher waren die drei Bücher als Teile der „Niederdeutschen Trilogie“ erschienen und verfehlten ihren Eindruck auf die Besten unseres Volkes nicht. Heute steht zu hoffen, daß alle Kreise dem Blundschen Schaffen offen sind. Denn gerade hier ist die Grundlage gelegt worden, auf der organisch jetzt die äußere Anerkennung herauswuchs. Wer Blund kennen will, muß hier mit dem Lesen beginnen.

★

Auch von Wilhelm von Scholz' Roman der Schwestern Breitenhimmitt „Perpetua“ ist eine Volksausgabe erschienen zum Preise von 4.80 Mark, (Leipzig, Paul List), die diese von innerem Gehalt und großer Gestaltungskraft reife Geschichte der beiden Schwestern aus dem mittelalterlichen Augsburg in breite Kreise tragen soll. Es ist ein Seelengemälde von großer Eindringlichkeit, und es ist eine deutsche Geschichte, die, wenn auch im Mittelalter angesiedelt, für unsere Tage als ein Bild deutschen Seelenringens mit dem Schicksal ihre Tagesnähe hat.

★

Bei dem Roman von Charles Morgan „Der Quell“, aus dem Englischen übertragen von S. E. Herlitshka (Stuttgart, Deut-

sche Verlagsanstalt) bleibt ein zwiespältiger Eindruck zurück. Hier ist eine große Kunst seelischer Zergliederung, die ans anatomische Können grenzt. Es ist die Erzählung von einem englischen Offizier, der im Weltkrieg in Holland interniert wurde und auf einem adeligen Gut eine Jugendfreundin aus England wiederfindet, die mit einem deutschen Offizier, der mitten in der vordersten Linie des Kriegsringens steht, verheiratet ist. Die Widerstrebenden, die sich aus überwacher Selbstbeobachtung zunächst noch Hemmungen aufzuerlegen, geraten in den Bann einer Leidenschaft, über der der kämpfende Deutsche vergessen wird. Zum hoffnungslosen Kriegskrüppel geschossen mit dem Todesseim in sich, kommt auch er nach Holland, und als Sterbender zeigt der Abgeklärte den beiden den Weg aus dem Wirrsal, den sie nach seinem Tode beschreiten. Die Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten ist meisterhaft, und doch bleibt eine Gefühlsverletzung gegenüber dem Todgeweihten, auch wenn er nicht ein Deutscher wäre.

★

Von dem bekannten Buche des Schweizer Dichters Felix Moeschlin „Der Amerikajohann“, seinem Bauerroman aus Schweden, ist jetzt im Montana-Verlag (Göteborg, Luzern) die 7. Auflage erschienen, die der Dichter als die endgültige Ausgabe bezeichnet, 6.40 Mark. Moeschlin versteht es bekanntlich, in dieser Bauerngeschichte aus reinem Schweizer Blut heraus den tragischen Verfall bäuerlicher, echter Bodenständigkeit in seinen verheerenden Auswirkungen mit Leidenschaft, die des Humors nicht entbehrt, darzustellen.

★

Zu Gustav Grenssens 70. Geburtstag hat sein treuer Verlag (G. Grote, Berlin) nicht nur sein neues Werk „Meino, der Prahler“ herausgebracht, das Grenssens ganze Aufgeschlossenheit für die Jugend und ihr Ringen in der Geschichte eines niedersächsisch-friesischen Bauernjungen zeigt, der, wie der Junge im Märchen, auszog, das Fürchten zu lernen, die rechte Ehrfurcht lernt und auf fremder Scholle als Siedler, da ihm der väterliche Hof als jüngstem Sohn versagt blieb, sein neues Leben sich aufbaut. — Der Verlag hat auch Gustav Grenssens „Peter Mohrs Fahrt nach Südwest“ neu erscheinen lassen, das damit im 238. Tausend vorliegt. Sechs farbige Bilder von G. Ruth steigern den Wert dieser Jubiläumsausgabe. Was Peter Mohr bedeutet hat, um den kolonialen Gedanken in die breite Masse des Volks zu tragen, gehört der Geschichte an. — Eine eigne Würdigung Grenssens

bringt im gleichen Verlage Runne Runsen „Gustav Grenssen, der Kämpfer für die deutsche Wiedergeburt“. Ein Buchen, das Grenssen und sein Werk in unmittelbare Beziehung zum neuen Deutschland setzt. — Und endlich ist als 50. Jahrgang des Grote'schen Weihnachtsalmanachs als Geburtstagsgabe der „Gustav Grenssen Almanach“ mit manchen schönen Beiträgen erschienen.

★

Emanuel Stilleberger, der Schweizer Dichter, gibt einen Sammelband von Erzählungen, Gedichten und Aufsätzen heraus unter dem Titel „Im Hohhus“ (Stuttgart, J. F. Steinkopf), genannt nach dem Haus, das ins Engesberger Tal schaut, in dem der Dichter seines Schaffens Heimat fand. Unter seinen Beiträgen sind Kabinettstücke novellistischer Erzählungskunst. Bis in die letzte Faser seines Wesens Schweizer und in seiner Bergheimat verwurzelt, reckt er sich zu einem erzählerischen Rang auf, der die Landesgrenzen sprengt. Er gehört zum deutschen Schrifttum im weitesten Sinne, wie er selber sich ja auch richtiger Weise bei der letzten unerfreulichen Tagung des PEN-Clubs von der Deutschenhege abwandte. Der künstlerische Wert seiner Erzählungen sollte ihm die Wege zu reichsdeutschen Lesern in stärkerem Maße öffnen, als es bisher der Fall war. Dieser Band „Im Hohhus“ ist dafür ein ausgezeichnetes Mittel, denn er ist ein Querschnitt durch das gesamte Schaffen und die künstlerische und menschliche Persönlichkeit des Schweizer Dichters.

★

Im Verlag „Grenze und Ausland“ (Berlin) ist der „DDA-Kalender für 1934“ erschienen „Deutsche in aller Welt“, der die erweiterte und umfassendere Fortsetzung des „Roland-Kalender“ bedeutet (2 Mark). Auch hierin zeigt sich die zielbewusste und tatkräftige Arbeit des Volksbundes unter seinem neuen Führer, Hans Steinacher, dem richtigen Mann am richtigen Plage, der auch als Einführer dieses Kalenders mit Knappheit die Aufgabe umreißt, die der Kalender mit seinen vielen Bildern aus dem auslanddeutschen Leben, seinen Gedankensprüchen und den Daten sich mit Erfolg zu erfüllen bemüht. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Arbeit für das Gesamtdeutschtum die Aufgabe eines gegenüber den großen Massen unseres Volkes doch nur beschränkten Kreises war oder gar der Tummelplatz persönlicher Ehrgeize. Daß es jetzt die Pflicht jedes einzelnen Deutschen in erhöhtem Maße ist, in allem seinen Tun, Handeln und

Denken des Gesamtzusammenhanges sich bewußt zu sein und der am stärksten im Kampfe stehenden deutschen Volksglieder zu gedenken, daran erinnert dieser Kalender als täglicher treuer Eckart.

Auch der „Preußenkalender“, den wir jedes Jahr mit großer Zustimmung anzeigen konnten, liegt für 1934 vor (Berlin, Verlag Graf Schlieffen 2.30 Mark) mit Friedrichs des Großen Kopf geschmückt. Bekanntlich gibt Carl Lange ihn heraus, der in einem Vorwort Rechenschaft über das von ihm verfolgte Ziel ablegt. Jedes Blatt des Kalenders bestärkt, daß er diese Aufgabe mit warmem Herzen, Takt und großer Kenntnis der Möglichkeiten, auf diesem Wege gesamtdeutsche Zusammenhänge aufzuzeigen, unternommen hat. Sehr hübsch sind die zwölf Postkarten mit besonders gut ausgewählten Bildern, die sich von dem Kalenderblatt abtrennen lassen. Eine Neuierung, und eine begrüßenswerte, besteht darin, daß die Bilder nicht mehr in Kupferstichdruck, sondern Typo-Steindruck wiedergegeben sind.

Der Athenaeonkalender „Kultur und Natur“ ist auch für 1934 zum Preise von 2.40 Mark mit 220 Abbildungen in Doppeltondruck und einem schönen, farbigen Titelbild erschienen (Potsdam, Athenaeon). Den Erfolg des vorigen Jahres wird er auch in diesem Jahre erreichen, denn seine innere Qualität gibt ihm den Anspruch darauf. Wiederum ist ein Preisauschreiben im Werte von 1000 Mark im Kalender enthalten.

Der Verlag Werner Klotz in Bittau bringt drei neue Kalender heraus, „Deutscher Reichswehrkalender“ (2.50 Mark) mit einem Geleitwort des Reichswehrministers v. Blomberg und vielen interessanten und aktuellen Bildern aus dem Leben und der Arbeit unserer Reichswehr zu Lande und zu Wasser und auch Bildern aus der großen Geschichte der deutschen Armee. Den Kalender „Deutsche Männer 1934“ (2.50 Mark), der Bilder bedeutender Männer aus Geschichte, Dichtung, Kunst und dem politischen Leben deutscher Vergangenheit bringt, bearbeitete Helmut Bruffatis. Auch der Kalender „Volk und Zeit 1934“ (2.50 Mark) ist lebendig und gegenwartsnah und wie die beiden anderen von gutem vaterländischem Geist durchpulst.

Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1934“ (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 3.50 Mark), der ja seit den letzten Jahren von Ernst Beutler, dem Leiter des Frankfurter Goethe-Museums, her-

ausgegeben wird, zeigt wiederum, was im Selbigen verwurzelte, verantwortungsbewußte Arbeit für die Lebendigmachung des Goethe-Erbes vermag. Das Gesicht des Goethe-Kalenders hat sich vertieft, und mit seinen schönen Bildbeigaben ist er durch wesentliche Beiträge, die er bringt, eine willkommene, ja unentbehrliche Gabe geworden. Ernst Beutler selber gibt eine ausgezeichnete Einführung in die Kunst der Goethe-Zeit in seinem Beitrag „Tischbein, Fande, Selbstbildnis, Briefe“. Sehr gut ist der Aufsatz von Rudolf A. Schröder „Das deutsche politische Weltbild im Werk und Leben Goethes“. Ein Aufsatz aber, der im tiefsten packt, ist der Beitrag von Hans Werner „Goethe als Vater“. Hier wird mit den Mitteln klagescher Seelendeutung die menschlich tief erschütternde Tragik des Vaters Goethe eindringlichst offenbar. Es kommt hinzu eine von Wilhelm Schäfer erzählte Anekdote „Mignon“ und ein sehr lehrreicher Beitrag von Hellmuth Freiherrn v. Maltzahn „Wie Frankfurt den 70. Geburtstag Goethes feierte“.

★

„Wir Flieger“ nennt Otto Fuchs die „Kriegerinnerungen eines Unbekannten“ (Leipzig, K. F. Koehler, 4.80 Mark), das nach den Büchern der großen, nicht nur dem deutschen Volke, sondern der Welt bekannten deutschen Flieger des Weltkrieges nun den militärischen und kriegerischen Alltag der Masse der deutschen Flieger, Offiziere wie Mannschaften, in anspruchsloser und darum um so wirklicher Weise schildert. Wer selber bei der Waffe war, kann dem Herausgeber bestätigen, daß nichts falsch oder schief gesehen ist, sondern alles so war, wie der Unbekannte ihm erzählte. Mit den großen Abschnitten „Als Artillerieflieger“, „Als Jagdflieger“ und aus dem letzten Abschnitt des Weltkrieges erstet ein wahres und in seiner Schlichtheit besonders eindringliches Bild der unerhörten Leistungen unserer fliegenden Kämpfer im Kriege.

★

Für die deutsche Jugend schrieb in den bekannten guten „Gunderts Blauen Jugendbüchern“ Karl Selbig die Geschichte eines Hamburger Schiffsjungen „Kurt Imme fährt nach Indien“ (Stuttgart, D. Gundert). Der Preis des mit vielen Kreidezeichnungen ausgestatteten Buches beträgt 1.90 Mark. Das ist gesunde Kost, denn dieser unverzagte Junge und fast mehr noch seine tapfere einsame Mutter können Vorbilder sein, ohne daß irgendwie schiefes Gefühl oder Uebertreibung störten.

Ein Buch für die Jugend ist Alfred Beer „Der Flieger im Osten“ mit Bildern von Alfred Riedel (Freiburg, Herder 2.80 Mark) in dem in einem der Jugend gemäßen Ton die Erlebnisse eines Jungen aus Ostpreußen, dem Heimat und Elternhaus beim ersten Russensturm verloren gingen, in richtiger Würdigung des Soldatenhandwerks geschildert werden. Alfred Beer gibt zum Teil eigenes Schicksal, soweit die Kriegsfreiwilligkeit und der Dienst als Flieger in Frage kommen. Seine sittliche Reise — er ist nach dem Kriege Priester und erzbischöflicher Sekretär geworden — gibt dem Buche eine höhere Bedeutung, als sie gemeinhin Jugendschriften zukommt.

Ein prächtiges Buch ist Graf Felix von Lüdners neues Werk „Mein Freund Julius Bumm“, in dem er die Abenteuer des Kapitäns Lauterbach erzählt (Leipzig, K. F. Koehler, 4.80 Mark). Lüdner brachte Lauterbach mit Lowell Thomas, der seinen „Seeteufel“ ins Englische übersetzte, zusammen, und die drei machten dies famose Buch. Sie brauchten zur Wirklichkeit nichts hinzuzufügen, denn Lauterbachs Taten sind aufregend und bunt genug: altbefahrener Käpten in chinesischen Gewässern, Reserveoffizier auf der „Emden“, Kriegsgefangener in Singapur, wo er eine Meuterei der Indier anzettelte, Flucht nach Sumatra, von wo er seinen mit 1000 Pfund Fangpreis belasteten Kopf in abendteurerlicher Flucht nach Hause brachte, um als Führer deutscher U-Boot-Flotten dem Feind zur See weiter Abbruch zu tun. Das Buch ist im Stil Lauterbachs, d. h. echt, herb und ohne jede Pose und mit dem richtigen Seemannshumor, erzählt und wird erwachsenen wie Heranwachsenden viel Freude bereiten.

★

Franz Seidtes beide Bücher „MGK“ und „Dauerfeuer“ sind jetzt in einem starken Leinwand mit dem Titel „Fronterlebnis“ zusammengefaßt (Leipzig, K. F. Koehler 3.80 Mark). Der billige Preis wird dieses Buch auch jetzt noch vielen Frontsoldaten willkommen sein lassen.

★

Zum Luther = Jubiläum erschien das „Luther-Volksbuch“ von J. B. Schaller, Stadtpfarrer in Stuttgart (Stuttgart, Luz Nachfolger Otto Schramm, 3.25 Mark). Das seinen Anspruch, ein Volksbuch zu sein, erfüllt. Schaller gibt hier Kurzberichte aus Luthers gesamten Leben, die in wirksamster Fassung alles Wesentliche herausbringen, und leitet das Ganze sachlich, knapp und klar ein.

In dem Buch von Hermann Ullmann „Durchbruch zur Nation“ (Jena, Eugen Diederichs) ist vor allem wichtig, daß der Verfasser in diesem Führer durch das Wirrsal von 1918 bis zum Januar dieses Jahres stets und immer das Geschick des Gesamtvolkes betrachtet auch da, wo es außerhalb der Reichsgrenzen zu leben und zu kämpfen hat, und so eine Entwicklungslinie der volksdeutschen Arbeit innerhalb des gesamtdeutschen Geschehens sichtbar werden läßt. Das Buch verzichtet auf eine erneute Darstellung des Zusammenbruchs 1918, es beginnt gleich mit den Grundtatsachen, die damals geschaffen wurden: Waffenstillstand und Friedensvertrag. Daß Ullmann von einer geschlossenen Haltung aus die Vorgänge der letzten vierzehn Jahre gerade im Innern beurteilt, macht das Buch einheitlich. Gelegentlich sich meldender Widerspruch ist nicht entscheidend, sondern wesentlich bleibt, daß hier ein Mann, der vom Volkstumsgedanken herkommt, gerade aus dieser Einstellung heraus überzeugend aufzeigt, wie der Staat von Weimar scheitern mußte, weil das Volk so lange an eine tönerne, ausgehöhlte Form, die sein eigenes Gesetz nicht enthielt, pochte, bis im entscheidenden Anprall diese Form in Trümmer gehen mußte. Wesentlich zur Stärkung des Gedächtnisses ist auch die Beigabe einer Zeittafel, beginnend mit dem 7. Mai 1919 und endend mit dem 30. Januar 1933. Die Wichtigkeit dieses Buches für volksdeutsche Geschichtsbetrachtung macht es uns zur Pflicht, vor Weihnachten noch darauf hinzuweisen, wenn das Buch auch eine ausführlichere Würdigung verdiente.

★

Das Manifest von Hugo v. Hofmannsthal „Das Christtum als geistiger Raum der Nation“, seine berühmte Münchener Rede vom Jahre 1927, sollte in den Händen aller geistigen Menschen sein. Wir wiesen verschiedentlich auf Hofmannsthals Bedeutung für die geistige Revolution der Deutschen hin und können uns damit begnügen, das Erscheinen jetzt anzuzeigen. (Berlin, S. Fischer).

★

In dem Kampf gegen die Verleumdung ist Rudolf G. Binding für sein Deutschland ritterlich in den Vordergrund getreten. In der „Antwort eines Deutschen an die Welt“ beleuchtet er dem mißverstehenden Ausland gegenüber überlegen von hoher Warte aus das deutsche Geschehen. Die Schrift war zunächst erschienen als Antwort an Rosamund Rolland in der „Kölnischen Zeitung“. (Stuttgart, Rütten und Loening):

Wir brachten im Septemberheft 1933 einen Abschnitt aus dem neuen Buche von Edgar J. Jung „Sinndeutung der deutschen Revolution“. Jetzt ist das ganze Werk in den „Schriften an die Nation“ (Stalling, Oldenburg) erschienen. Dieser Hinweis wird unseren Lesern genügen. Jung ist mit dem ganzen leidenschaftlichen Erkenntnisdrang und der Fähigkeit, unerbittlich und politisch zu denken, an eine Sinndeutung der deutschen Revolution herangegangen, die in dem Abschnitt von der christlichen Revolution und der Lehre vom Reiche gipfelt. Jungs Stil ist straffer geworden, und man möchte hoffen, daß vermeidbare Mißverständnisse seines Willens und seiner Arbeit für unser Volk in Zukunft gerade nach diesem Buche nicht mehr möglich sein werden.

★

Die Tochter unseres Zeppelin-Führers Eckener, Lotte Eckener, hat sich ein besinnlicheres Gebiet der Arbeit ausgewählt als ihr Vater, der immer noch durch die Luft um die Erde fährt. Sie hat „Die Welt der Bäume“ in 30 Photographien so überzeugend eingefangen, daß die Menschennähe gerade dieses Zweiges der Schöpfung in wundervoller Weise herauskommt. (Berlin, Bruno Cassirer, 3,85 Mark). Schon die Sprache zeigt, wie nahe der Mensch sich dem Baume fühlt. Von dem Vergleich der jungen Mädchen mit der jungen Birke bis zum charaktervollen Mann als knorriger Eichbaum sucht sie hundertfältige Vergleiche mit der Baumwelt. Lotte Eckener kann sehen und versteht es, mit der Kamera das Wesen eines Baumes im Ausschnitt festzuhalten. Vom Erwachen im Frühling bis zum Vergehen der Bäume in trozigem Kampfe an der Meeresküste oder auf Berggipfeln tritt hier die Lebenssee des Baumes hervor. Zu allen 30 Bildblättern sind Gedichte von Walter Bauer beigelegt, die diese wunderschöne Geschenkgabe poetisch zu deuten versuchen.

★

Zwei Bücher, die einem zur Fröhlichkeit verhelfen können, sind „Neuer Witz vom Alten Fritz“ von Peter Purzelbaum (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff, 4,50 Mark) mit einer Gebrauchsanweisung von Felix Klemmstein. Der einprägsame Titel geht etwas an dem famosen Inhalt vorbei, denn hier ist weit mehr als Witz; es ist eine Essenz vom Wesen des großen Königs und seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt in höchst persönlichen Formen. Daß dabei köstliche Dinge herauskommen, in dieser Sammlung besonders wirksam, liegt in dem

Reichtum des einzigen Mannes. — Und das andere ist Rumpelstilzchen „Mang uns mang“ mit einem hübschen Titelbilde, auf dem ein SA-Mann, ein SS-Mann und ein Stahlhelmer Arm in Arm den Leser anlachen. Rumpelstilzchen ist nicht milder, sondern schärfer geworden, aber das wird seine vielen Freunde kaum stören.

★

Eine erstaunliche Leistung ist „Meyers kleines Lexikon“ in drei Bänden, von dem der erste von „A bis Gelbwurz“ vorliegt, und der zweite demnächst erscheinen soll. Es ist die 9., verbesserte und erweiterte Auflage der kleinen Ausgabe des berühmten großen Lexikons und wird zu dem für das Gebotene erstaunlich billigen Preise von 10 Mark verkauft. (Leipzig, Bibliographisches Institut). Wenn die drei Bände vorliegen, so wird hier ein für die normalen Bedürfnisse völlig ausreichendes Konversations-Lexikon vorhanden sein, das neben den Vorzügen der Gründlichkeit und Verlässlichkeit der Arbeit, neben den reichen Bild- und Kartenbeigaben eine starke Zeitnähe hat. Nicht in dem Sinne, als ob nun infolge der politischen Ereignisse konjunkturfest die neuen Dinge in den Vordergrund gehoben würden, sondern im Sinne eines gelungenen Versuches der geschichtlichen Einordnung dieser Dinge in das Weltbild der Gegenwart. Der ganze gewaltige Apparat deutscher Bildung hat unter kundiger Leitung ein Tempo entwickelt, das, wie ein berufener Kritiker es ausdrückte, der Zeit nicht nur nachgekommen ist, sondern sie bereits eingeholt hat.

Der Verlag Brockhaus, dessen großes Konversations-Lexikon in 20 Bänden im Erscheinen begriffen ist und hier laufend angezeigt wurde, bringt einen „Volksbrockhaus“, ein deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus in zweiter verbesserter Auflage. Hier ist alles in einem Bande enthalten und zu dem Preise von 5 Mark herausgebracht.

★

Wenn so fluge Verleger wie das Bibliographische Institut und der Verlag Brockhaus die Zeit für handliche Zusammenfassungen des gegenwärtigen Bildungsstandes für günstig halten, so wird das schon stimmen. Zweifellos kommt hier der Verlag einem allgemeinen Bedürfnis entgegen. So ist, wie es nun einmal im deutschen Verlagsleben üblich ist, ein Wettstreit ausgebrochen.

Auch von „Knauers Konversations-Lexikon“ ist eine völlig neu bearbeitete Aus-

gabe erschienen. Der Leinenband kostet wiederum nur 2,85 Mark (Berlin, Knauer) und stellt eine völlige Neubearbeitung der ersten Ausgabe dar. Der Text ist neu gesetzt und zum Teil auch neu bebildert, inhaltlich ist auch hier die deutsche Revolution berücksichtigt. Es enthält 37 000 Stichwörter und 2600 Textbilder sowie 75 viel farbige und einfarbige Tafeln.

★

Den Versuch, zu billigstem Preise große Zusammenfassungen zu geben, haben viele Verleger unternommen. In diese Reihe gehört auch das über 800 Seiten starke, mit 67 schwarz-weißen und farbigen Tafeln ausgestattete Buch von **Heinar Schilling** „Weltgeschichte“, in dem in knappster Form

unter zehntausend Stichworten die Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute zusammengefaßt sind (Berlin, Gustav Kiepenheuer). Und das für 5,— Mark. Hier ist die Möglichkeit geboten, die Daten allein auf sich wirken zu lassen und aus ihrer Gruppierung, die durch eine neuartige Form der Karten wesentlich unterstützt wird, sich selber einen Leitfaden zu schaffen, der die entscheidenden und großen Linien des gesamten Weltgeschehens verdeutlicht. Man könnte den Goethewers als Motto über das Buch setzen „Wer nicht von 3000 Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben!“ Nur daß geschichtliches Wissen sehr schon erheblich mehr als 3000 Jahre umfassen muß. D. R.

Bausteine zu einer deutschen Hausbücherei

Hermann Stehr. Der Heiligenhof. (Volksausgabe M. 4,80.) **Peter Brindeisener**. (M. 6,75.) **Kathanael Maehler**. (M. 6,75.) Die Nachkommen (M. 5,20.) **Jans Grimm**. Volk ohne Raum. (M. 8,50.) **Olemagen-Saga**. (M. 4,—.) Der Oelsucher von Duala. (M. 4,80.) **Jans Friedrich Blund**. Gewalt über das Feuer. (M. 5,25.) Kampf der Gestirne. Streit mit den Göttern. (M. 5,25.) Sprung über die Schwelle. (M. 5,80.) **Paul Ernst**. Der Schatz im Morgenbrotstal. (M. 5,40.) Das Glück von Lautenthal. (M. 6,50.) **Selma Lagerlöf**. Gösta Berling. (M. 4,05.) **Herrn Arnes Schatz**. (M. 3,50.) Christuslegenden. (M. 4,50.) **Ruth Schumann**. Amei. (M. 4,80.) Oves. (M. 3,80.) **Gustav Grensen**. Der Untergang der Anna Hollmann. (M. 4,05.) **Peter Moors** Fahrt nach Südwest. (M. 2,85.) Meino der Prahler. (M. 4,80.) Lütje Witt. (M. 4,95.) Die Chronik von Barlete. (M. 4,50.) **Karl Bernd v. Mechow**. Vorommer. (M. 5,60.) Das ländliche Jahr. (M. 7,50.) Das Abenteuer. (M. 6,—.) **Karl Heinrich Waggerl**. Schweres Blut. (M. 6,—.) Brot. (M. 6,—.) Das Jahr des Herrn. **Ina Seidel**. Das Wunschkind. (M. 11,25.) Der Weg ohne Wahl. (M. 5,50.) **Peter Dörfler**. Apollonias Sommer. (M. 6,80.) Die Lampe der törichten Jungfrau. (M. 6,30.) Um das kommende Geschlecht. (M. 6,30.) **Judith Finsterwalderin** (M. 6,20.)

Jakob Kneip. Kampf der Jäger. (M. 6,75.) Porta Nigra. **Erwin Wittstock**. Brüder, nehmt die Brüder mit. (M. 6,—.) **Leo Weismantel**. Das alte Dorf. (M. 7,—.) Das Sterben in den Gassen. (M. 7,—.) Die Geschichte des Hauses Herkomer. (M. 7,—.) **Willibald Köhler**. Sehnsucht ins Reich. (M. 4,—.) **Enrica v. Handel-Mazzetti**. Die Hochzeit von Quedlinburg. (M. 9,—.) **Otto Bräuer**. Das Mädchen von Utrecht. (M. 4,80.) **Paul Sechter**. Der Ruch im Fahrstuhl. (M. 6,75.) Rückkehr zur Natur. (M. 6,75.) Die Kletterstange. (M. 5,75.) Das wartende Land. (M. 7,50.) Dichtung der Deutschen. (M. 9,40.) **Carl Saenfel**. Das war Münchhausen. (M. 6,—.) Kampf ums Matterhorn. (M. 5,—.) **Knut Samson**. Vor Jahr und Tag. (M. 7,50.) **Emanuel Stikelberger**. Im Hochhaus. (M. 3,50.) **Jans Carossa**. Der Arzt Gion. (M. 6,—.) **Friedrich Schnack**. Klid aus dem Spielzeugladen. (M. 4,—.) **Wolff Bartels**. Die Dithmarscher. (M. 8,60.) **Ernst Wichert**. Heinrich von Plauen. (M. 7,50.) **S. Wolfgang Seidel**. George Palmerstone. (M. 4,—.) **Alfred Brust**. Die verlorene Erde. (M. 6,75.)

Selix Timmermans. Die bunte Schüssel. (M. 4,80.)
 Tomas Mann. Die Buddenbrooks. (M. 2,85.)
 Hans Christoph Kaergel. Ein Mann stellt sich dem Schicksal. (M. 5,25.)
 Hanns Johst. So gehen sie hin. (M. 7,—.)
 Lulu v. Strauß und Torney. Judas. (M. 5,80.)
 Agnes Miegel. Geschichten aus Altpreußen. (M. 6,15.)
 Hermann Sudermann. Kassensteg. (M. 5,80.) Frau Sorge. (M. 3,50.)

Will Vesper. Das harte Geschlecht. (M. 5,50.)
 Die Wanderung des Herrn Ulrich v. Hutten. (M. 4,32.)
 Guido Kolbenheyer. Meister Joachim Pausewang. (M. 9,50.)
 S. E. Sillanpää. Eines Mannes Weg. (M. 5,—.)
 Hermann Erich Bussé. Bauernadel. (M. 4,80.)
 Helene Voigt-Diederichs. Auf Marienhoff. (M. 2,80.)
 Die Edda. Uebersetzen von Felix Genzmer. (M. 3,60.)
 Die Inselbücherei. Alle Bändchen (M. 0,80.) R. P.

Politische Rundschau

Die Anerkennung der Sowjetunion durch die Vereinigten Staaten von Amerika ist nunmehr offiziell vollzogen worden. Es entsteht die Frage, wie stark sich die Aufrüstung der Sowjetunion gestalten wird und womit die Waffenlieferungen den Vereinigten Staaten bezahlt werden sollen. Man spricht von großen Kupferkäufen durch die Sowjetunion und Bestellung von allerlei Rüstlichkeiten für einen kleinen Krieg: ein seltener Witz der Parteiprogramme, daß gerade die kleine Clique aus Moskau, die immer gegen den Imperialismus gewettert hat, jetzt mit dem Land der unbegrenzten Rüstungsmöglichkeiten Arm in Arm in Rüstungsgeschäfte geht, die eine Anzahl neuer Rubel- und Dollar-millionäre zur Folge haben wird. Natürlich geschieht dies alles nur der Abrüstung wegen, für die sich mit einem frommen Augenaufschlag bei den Massen so gut predigen läßt. Wir sind nicht der Meinung, daß Japan ruhig abwarten wird, bis diesseits vom Ural eine amerikanisch-sowjetische Rüstungskammer ausgebaut ist, die dann zu jedem beliebigen Zeitpunkt in Tätigkeit gesetzt werden kann. Wir rechnen mit einer paralysierenden Aktion Japans, die sich im Innern der Sowjetmacht schon jetzt fühlbar macht. Aus dem Protokoll über die Anerkennung der Sowjetunion erfährt man, daß die Operationen Amerikas am Ende des Weltkrieges im Fernen Osten den Zweck hatten, einer japanischen Okkupation russischen Territoriums zuzukommen. Der eigentliche Kampf um den Markt im Fernen Osten hat also damals schon eingesetzt, er ist jetzt in einen neuen Abschnitt eingetreten, der nicht übersehen werden darf. Der Völkerbund — man möchte beinahe sagen „seligen Angedenkens“ — hat auf die Entwicklung keinen Einfluß mehr, er wird nur der stille Stützpunkt der Sowjetunion

bleiben, die im Sekretariat in Genf so gut vertreten ist.

Seit dem Austritt Deutschlands hat die Reichsregierung folgerichtig die Behandlung der Fragen außerhalb der Genfer muffigen Luft in Behandlung genommen, die dort nie vorwärts getrieben werden konnten. Hierzu gehört in erster Linie die kürzlich eingeleitete unmittelbare Unterhaltung zwischen Deutschland und Polen. Die Mitteilung über die Aufnahme der Verhandlungen hat im Ausland geradezu sensationell gewirkt. Frankreich scheint darüber erschrocken zu sein, daß sein Hauptvasall plötzlich eigene Wege gehen, daß der treue Liebhaber die Marianne nicht mehr brauchen könnte. Wir begrüßen den Schritt der Reichsregierung, die sich auf dem direkten Draht mit Warschau viel rascher eine Beruhigung der Ostgrenze schaffen kann, als wenn immer erst der Schiedsrichter in Paris sein Votum abgeben muß, der sich teuer bezahlen läßt, wenn er einmal ja sagt. Der Rüstungsindustrie in Frankreich geht diese Politik stark contre coeur, man wird die guten Sachen nicht mehr laufen wollen, weil man sie nicht mehr nötig hat. Eine Klärung der Atmosphäre im nahen Osten war unbedingt notwendig; wird sie in ruhiger Behandlung der Differenzpunkte herbeigeführt, so kann der Ring gelockert werden, den die anderen um das Reich gelegt hatten.

Im Westen rechnen wir gleichfalls mit einer gewissen Entspannung. Der Ausgang der deutschen Wahlen hat der Welt in eindeutiger Form klar gemacht, daß die Außenpolitik der Regierung und daß vor allem ihr Friedensbekenntnis die Zustimmung der ganzen Nation haben. Das sind Tatsachen, mit denen man im Ausland unbedingt rechnen muß. Was jetzt

an Stimmungsmache aus Frankreich kommt, ist mehr taktisch zu werten, wir halten die heftigen Ausfälle gegen das Deutschtum in erster Linie für die Vorbereitung der eigenen neuen Stellung. Man wird damit rechnen müssen, daß sich diese Begleitererscheinungen aller politischen Verhandlungen fortsetzen werden, trotzdem wird man sich nicht auseinanderreden. Ob Paul Boncour bleiben wird, weiß man heute noch nicht, sein Nachfolger wird kaum andere Wege gehen können, auch wenn es Herriot werden sollte. Frankreich steckt selbst in schweren innerpolitischen Sorgen. Auch ein reiches Land kann sich auf die Dauer einen unausgeglichene Staatshaushalt nur schlecht leisten. Da zur Zeit eine Gloire-Stimmung zur Ueberleistung der Valutanöte nicht recht zu machen ist, geht die Regierungsmethode, die man bei den Habsburgern „Fortwurfstein“ nannte, weiter. Es bereitet sich auch dort ein Nährboden für nationalsozialistische Ideen vor. Die Fronten der inneren Politik verschieben sich. Es wäre falsch, mit einer baldigen Beruhigung zu rechnen, wir glauben aber, daß sie zu erreichen ist.

England wollte den Ausgang der deutschen Wahlen abwarten. Wir sehen dort eine klare Linie in der Außenpolitik, man ist in Genf auf die übliche Formel der Ratlosigkeit eingegangen und hat vertagt. Ist Großbritannien wirklich so frankophil wie die führenden Männer der Konservativen, so könnte eine unmittelbare Verständigung zwischen Paris und Berlin eigentlich nur erwünscht sein. Wir rechnen da-

mit allerdings nicht. In London hält man gern selbst die Fäden in der Hand und wird immer wieder versuchen, mit von der Partie sein zu können.

Zu berücksichtigen bleibt aber vor allem, daß die Weltpolitik Großbritanniens bald stark in Anspruch nehmen wird, so daß die Wiederanknüpfung der Unterhaltung über die Abrüstung in einem Rahmen vor sich gehen dürfte, der viel weiter spannt als die Tages Sorgen der Kleinen in Europa. Es hat den Anschein, als sollte der Viererpakt die Grundlage für die Behandlung der schwebenden Probleme auf dem Gebiet der Abrüstung abgeben, nachdem die von der französisch-englischen Gruppe versuchte Leimung der Konferenz in Genf vollkommen gescheitert ist. Politik und Beneß, die wohl als die gewiegtesten Taktiker auf dem Genfer Boden angesehen werden können, haben vergessen, daß die schönen Tage des Genfer Protokolls lange vorüber sind. Damals konnte man mit dem noch nicht eingetretenen Deutschland Experimente versuchen; nachdem es nun heute ausgetreten ist, fehlt der Stein im Brett, um den sie alle spielen. Der Palast am See wird noch lange auf seine kommende Glanzzeit warten müssen, jetzt entscheiden nicht mehr die überstaatlichen Faktoren, es steht wieder Nation bei Nation. Wir glauben, daß vorerst in diesem politischen Zustand kein Wandel eintreten wird. Nicht einmal in Südamerika nimmt man Genf noch ernst, wo immer noch der paraguayische Konflikt offen ist, trotz aller Ratsberichte. Reinoldus

Vor dem Schnellrichter

Religiöse Umwälzungen

werden wahrscheinlich, stärker noch als politische, die noch ausstehenden zwei Drittel des 20. Jahrhunderts kennzeichnen. Religiös-revolutionäre Wandlungen, die wieder politische Folgen nach sich ziehen könnten, in erster Linie in Ost- und Mitteleuropa. Hier ist es von Interesse, besonders im Lutherjahr, einen Rückblick auf die Beziehungen Luthers zum Osten zu werfen, und festzustellen, wie sich sein Werk und seine Lehre im Osten auswirkten. Der Osten hatte den Raum der abendländisch-christlichen Kultur zur Zeit Luthers sehr eingeengt. Im Südosten waren die Türken vorgeedrungen bis vor Wien; in Ungarn und Siebenbürgen saßen sie fest.

Ostpreußen war Lehen der polnisch-litauischen Krone. Der Großfürst von Moskau schweißte das Zarenreich zusammen und zeigte, auch nach Westen, einen gefährlichen Expansionsdrang. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation war ein Spott.

In dieser Periode deutscher Schwäche, die durch die Glaubensspaltung noch eine Verschärfung erfuhr, bereitete Luther mit seiner Lehre den Boden für eine deutsche Erneuerung und eine neue schöpferische deutsche Mission im Osten. Luthers Lehre übte auf die schmale geistige Schicht der Völker im Osten — der Polen, Litauer, Letten, Esten, Finnen — eine starke Anziehungskraft aus. Daneben im Besonderen auf die Deutschen in den Karpathen

und Stiebenbürgen. Groß war die Zahl der slawischen Schüler Luthers in Wittenberg; von 238 neuen Hörern, die sich z. B. 1537 eintragen ließen, waren 23 aus dem Osten. 1535 drohte Sigismund von Polen den polnischen Studenten, die in Wittenberg studierten, sie bekämen keine Anstellung, wenn sie nicht sofort zurücklehren; so fürchtete der katholische Fürst den Einfluß Luthers und seiner Lehre. Alle diese Schüler blieben Luthers Lehre treu, und sie spielten später zu Hause als Prediger, Staatsrechtler und Staatsmänner eine große Rolle. Als Prediger wirkten z. B. in Dorpat, Rēval, Riga und Danzig Schüler und Freunde Luthers. Mit allen hielt Luther Verbindung und Freundschaft, denn er war einer der wenigen Deutschen damals, welche die Tragweite der deutsch-christlichen Lehre für die deutsche Entwicklung im Osten ahnten. Das ergibt sich klar aus manchen seiner Tischgespräche. Entscheidend war ihm Besonderen der Einfluß seiner Lehre für die Entwicklung in Ost- und Westpreußen. Darüber hinaus hat seine Lehre auch die kirchliche Entwicklung im nahen Osten beeinflusst: durch die Bildung slawisch-protestantischer Kirchen und Gemeinden im slawischen Gebiet. Damit wurde dem späteren deutschen Kultureinfluß der Weg bereitet. Heute steht es um Luthers Werk im Osten nicht gut. Die slawischen evangelischen Gemeinden, besonders in Polen und Litauen, zeigen starke Zersetzungserscheinungen, eine Folge des radikalen Rationalismus in den Randstaaten, der protestantisch gleich deutsch steht.

★

Der tschechische Außenminister

Ist als guter Redner bekannt, und da es zu seinen Stücken gehört, die Minderheitenpolitik des tschechoslowakischen Staates vorbildlich zu nennen, kam seine im Budgetausschuß des Prager Parlaments geäußerte romantische Behauptung, die Sudetendeutschen seien gleichberechtigt, nicht unerwartet. Nur stand sie in schroffem Gegensatz zu dem raffinierten Entrechtungs-system, dem das Sudetendeutschtum in immer wachsendem Maße ausgesetzt ist, und der allzu kühne Vergleich mit der Schweiz unterstrich diesen Tatbestand. Denn in der Schweiz gibt es kein Staatsvolk und keine Minderheit, sondern lediglich gleichberechtigte Völker. Immerhin könnte überraschen, daß Herr Beneš sich so ausführlich über das Verhältnis der Tschechen und Sudetendeutschen ausließ. Spürte er vielleicht selbst, daß die Verfolgungsmethoden, die sich die tschechische Justiz und Polizei leisteten,

überspannt wurden? Sein Hymnus auf die aktivistischen Parteien konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Teilnahme oder Nichtteilnahme dieser Parteien an der Regierung den judetendeutschen Volkskörper insofern kaum mehr berührt, als sich angesichts der tschechischen Offensive jede Aussprache über das Für und Wider einer „aktiven“ Beteiligung der Sudetendeutschen an der Staatsführung erübrigt.

Den Sudetendeutschen wird heute in ungleich schärferer Form als je zuvor praktisch vor Augen geführt, daß sie im tschechoslowakischen Staat nur Objekte sind. Der Aktivismus blieb eine rein parteipolitische Angelegenheit, und weil er das blieb, mußte er zwangsläufig versagen, ja, das von Opportunitätsgründen diktierte Verhalten der „gemäßigten“ Parteien förderte erst die Verzeiwungsstim-mung im Lager der radikalen judetendeutschen Opposition. Aber selbst die letzte Möglichkeit, sich vor der Volksgemeinschaft zu rechtfertigen, ließ der Aktivismus vorübergehen: anstatt sich der tschechischen Entrechtungsaktion entgegenzustellen, unterstützte er die tschechische These, es handle sich gar nicht um einen Kampf gegen die judetendeutschen Selbstbestimmungsgrundsätze, sondern „nur“ um einen Kampf gegen „illoyale“ Parteien. Was die Tschechen an „ihren“ deutschen Parteien haben, verdeutlichten die Ausführungen Benešs, der die Begriffe Loyalität und Illoyalität sehr geschickt im tschechischen Sinne gegeneinander auszuspielen wußte. Leider scheint es, als ob alle die judetendeutschen Parteien, die bisher von der tschechischen Strafexekution verschont blieben, noch immer nichts gelernt haben, sind sie doch mehr oder minder eifrig bemüht, aus den „völlzogenen Tatsachen“ ihre eigenen parteipolitischen Vorteile zu ziehen. Fast alle auslanddeutschen Volksgruppen befinden sich gegenwärtig in einer schmerzhaften, an ihrer völligen Substanz zehrenden Wandlung. Was sich aber in der tschechoslowakei vollzieht, beschwört unmittelbar die Erinnerung an die Unglückszeit von 1918/19, wo der entscheidende Augenblick für geschlossene Selbstbehauptung verpaßt und so erst der Grundstein für eine tschechische Politik gelegt wurde, die sich auch noch nach dreizehn Jahren im wesentlichen auf der judetendeutschen Zersplitterung aufbauen kann.

★

Die große Zentrale der Greuelpropaganda

In Prag weiß auch heute noch Märchen über Deutschland in die Welt zu setzen, die allerdings kaum mehr jemand glaubt. Wir sind heute in der

Lage, eine Grauelnachricht über die Gastgeber der Schänder des Deutschtums mitzutellen, die den Vorzug hat, wahr zu sein. In der Nacht zum 28. Oktober, dem großen Festtag des tschechoslowakischen Staates, haben einige junge Leute kleine Sakenkreuze in den Straßen einiger Städte verstreut. Sie wollten demonstrieren, eine recht unschuldige Art des politischen Kampfes. Das wachsame Auge des Gehebes entdeckte die schrecklichen Symbole und ertappte schließlich auch einen der jugendlichen Übeltäter. Er sollte nun wohl zu einem Geständnis über die Mithelfer gezwungen werden, jedenfalls wurde er in der brutalsten Weise mißhandelt. Sein ganzer Körper zeigte die Spuren der zahlreichen Hiebe, die er über sich ergehen lassen mußte, auch mit dem Gummiflüßel wurde nicht gespart. Nun soll man nicht etwa sagen, das seien untergeordnete Organe gewesen, die ihre Pflicht verletzten, nein, der Offizier hat den Mißhandlungen beigewohnt und gemüßigt seine Zigarette weiter geraucht, während seine Schergen nur einen deutschen Arbeiter mißhandelten.

Wir rechnen damit, daß man die Angelegenheit abstreiten wird. Trotzdem bleibt sie als schändliche Tatsache bestehen, denn sie entspricht eben der Wahrheit. Wir teilen sie mit, weil die Welt wissen soll, wie die aussehen, die dem Deutschtum so gern etwas anhängen lassen.

★

„Holunder in Polen“

— dieses Gewächs hat Walter von Molo erfunden. Welch herrliche Gelegenheit für den Hauslehrer dieses Namens, dem westpreussischen Gutsbesitzer die junge Frau auszuspannen, fast als dieser von den Polen verschleppt wird! Nichts leichter als das; denn der Gutsbesitzer ist ein behäbiger Mann in mittleren Jahren, während Herr Holunder wie ein Götterjüngling daherschreitet und ihm die Phrasen von Liebe, Frauenschönheit und der entsprechenden „Tragik des Lebens“ wie Honig vom Munde fließen. Nichts leichter auch für einen Schriftsteller, der die Zeichen der Zeit zu begreifen strebt, als einen Volkstumsroman zu schreiben. Gestern war's der Alte Fröh, heute soll's zur Abwechslung mal das Schicksal des abgetrennten deutschen Grenzgebiets im Osten sein. Man weiß zwar von Hause nicht viel davon; doch schon der griechische Weise sagte: alles ist erlernbar. So beschäftigt man sich, so viel wie gerade nötig scheint, mit der deutschen Not im Osten, sammelt etliches Material und beginnt frischfröhlich davon zu erzählen, was sich nach dem Zusammenbruch im jetzigen Korridorgebiet

zwischen Polen und Deutschen begab. Aber nein — Volkstumsnot hin, Volkstumsnot her, ohne „große Liebe“ kein Roman! Und eben darum muß Herr Holunder den Hauslehrer spielen, nach Kräften lieben und schließlich (damit er es auch nicht immer gut hat) in die polnische Armee eintreten und wahninnig werden. Zur Sache! Volk und Volkstum verpflichten zu höchster Leistung. Wer an Geschehnisse von solchem Ausmaße rührt, muß die Größe der Aufgabe erkennen und — bewältigen können. Vom Schreibtißschüssel aus läßt sich der Polen-einfall in deutsches Land jedenfalls nicht begreifen. Lieber keine Volkstumsromane als solche, in denen einer der aufwühlendsten Abschnitte grenz- und auslanddeutscher Geschichte zum Milieu einer peinlichen Liebeserfindung herabgewürdigt wird. Warum soll Herr Holunder die Frau, die er „so grenzenlos“ liebt, nicht verführen? Überall von uns aus: in Konstantinopel, in Honolulu oder New York, nur nicht dort, wo private Entgleisungen nicht hingehören, weil es um Heiligstes und Erhabendstes, um Blut und Boden, geht. Und so ist dieser „Holunder in Polen“ im Negativen eins der sprechendsten Beispiele dafür, daß es zwischen Volkstum und literarischer Mode keine Verständigung gibt.

★

Graf Hermann Keyserling

schildt uns wegen der Notiz „Ich und Hitler“ im Novemberheft eine Berichtigung, die, wenn sie auch nicht allen Voraussetzungen einer Berichtigung entspricht, von uns hier ihrem Inhalt nach abgedruckt werden soll.

Er teilt uns mit, 1. daß er einen entsprechenden Aufsatz im „Neuen Wiener Journal“ niemals geschrieben habe.

2. Was er dem Journalisten, der diesen Aufsatz von sich aus verendet, tatsächlich gesagt hätte, laute ganz anders, als was uns Anlaß zu unseren ihn schädigenden Bemerkungen gegeben habe.

Wir bringen dies unseren Lesern zur Kenntnis. Der Hoffnung, daß der Artikel von Graf Keyserling dementiert werden könnte, war in unserer Notiz Ausdruck gegeben.

Graf Keyserling teilt uns dann weiter mit, daß er an dem „Congrès führender Geister“ in Paris in ausdrücklichem Einverständnis mit der Reichsregierung teilgenommen hätte. Er fährt dann in seinem Brief fort: „Die Konsequenz, daß jeder mein Ansehen herabsetzende

Angriff auf mich vom außenpolitischen Standpunkt eine Deutschlands-feindliche Handlung bedeutet, scheint mir logisch unabweisbar." Uns nicht. Denn wir haben keine Veranlassung, uns die Größenordnung, die der Graf hier für sich beansprucht, zu eigen zu machen.

Keyserling = Deutschland! Hören wir den Grafen selber zu dieser Gleichung. „Ja, wenn ich mein eignes Selbstbewußtsein analysiere — als was finde ich mich? An erster Stelle als mich selbst, an zweiter als Aristokraten, an dritter als Keyserling, an vierter als Abendländer, an fünfter als Europäer, an sechster als Balten, an siebenter als Deutschen (von uns gesperrt), an achter als Russen, an neunter als Franzosen — ja, als Franzosen, denn die französischen Lehrjahre haben mich tief beeinflußt. Mein Fall ist vielleicht abnorm, weil ich mich eigentlich nur mit meinem geistigen Wesen identisch fühle und in meiner Körperlichkeit primär nur Material sehe.“ („Das Spektrum Europas“, 1931. 5. Auflage, Seite 377.)

★

Das Berliner Theater

geht seinen Weg des Suchens nach neuem Anschluß an das Publikum weiter — und das Publikum sucht zur selben Zeit seinen Anschluß an neue Unterhaltungen. Es ist eine ziemlich verzweifelte Situation, die nur da durchbrochen wird, wo es gelingt, den Leuten das Gefühl beizubringen, daß da Theater wie früher gegeben wird. Zu Max Hansen und seinem „Bezaubernden Fräulein“ laufen alle hin; von den übrigen hat Schillers „Maria Stuart“ in der Volksbühne noch einige Anziehungskraft, ebenso „Sau ru d“ bei Ralph Arthur Roberts und August Hinzrichs „Kra ch um Jolan the“, weil sein Verfasser den sehr seltenen Instinkt für Volk besitzt, der durch keine noch so literarische Auswahl von Bauernproblemen mit Erdgeruch ersetzt werden kann. Man hat es oder hat es nicht, sagt schon Theodor Fontane.

Das Staatstheater hat sich an die „Br aut von Me ss in a“ gewagt mit einer sauberen, anständigen Aufführung, der nur die letzte, entscheidende Wirkung versagt bleibt. Herr Müthel, der Regisseur, ist ein Schauspieler von vortrefflichen Qualitäten; die Kraft, ein Stück mit Blut zu erfüllen, so daß es wieder ans Blut rührt, hat er nicht. Er macht gute Philologenarbeit mit Geschmack und Takt — und der Hörer wartet auf den Moment, da er mitgerissen wird. Der aber kommt nicht — und so sieht er deutlicher und deutlicher, wie

das Ganze zerfällt in Stilversuche von den Säulen und vom Chor her und in Versuche vom Charakterdrama her. Frau Koppenhoefer gleitet vom Sophokles in den Shakespeare, Herr Minetti als Chorführer von Cezars ebenfalls, und der einzige, der begriffen hat, daß der Stil dieses Dramas nur aus der Sprache zu entwickeln ist, aus ihren Gang- und Handlungsanweisungen, ist Herr Grand. Den Klang seiner Verse nimmt man mit und das schöne Bild Traugott Müllers mit dem Blick auf den Aetna zwischen den ragenden Säulen. Es ist ausgeglichen, daß man dieses Drama im Staatstheater gespielt hat — es ist schade, daß man noch nicht den Fehling für die Klassiker gefunden hat.

Einfacher hat es Herr Hilpert in der Volksbühne. Er spielt ebenfalls Schiller, aber das Drama, das in sich selbst die stärkste unmittelbare Theatralik hat, nämlich die „Ma ria Stuart“, und dann besetzt er sie noch mit zwei Schauspielerinnen wie Käthe Dorsch und Gerda Müller, von denen jede schon eine Wirkung beim Publikum garantiert. Er hat auch erkannt, worauf es heute vor allem ankommt, nämlich wieder das Theater durchsetzen, das verlorengegangen ist. Die Begegnung der Königinnen in Gotheringhay ist ganz auf Szenenwirkung, auf die äußere Dramatik gestellt, mutig vom Wesen des jungen Schiller aus inszeniert, das reines Theater war. Das Publikum geht begeistert mit, glücklich, wieder einmal richtiges Theater zu erleben.

Auf Theater war auch die letzte Premiere des Schillertheaters gestellt mit Emil Rosenows gutem alten „Ka ter Lampe“, den Franz Ulbrich inszeniert hat. Die Komik war unterstrichen, aber sie wirkte, das Publikum ging heute wie damals mit, als die Komödie zuerst auftauchte. Das Schicksal des Schillertheaters hat sie nicht mehr wenden können: es kommt in die Hände des Intendanten Herbert Ratsch, der dort das Theater für die preußische Jugend aufbauen soll. Vielleicht bringt er neues Leben in das sterbende Berliner Theater; er hat allerhand vor und besitzt wohl auch die Energie, es durchzusetzen. Ob er den Kontakt mit dem großen Publikum wieder herstellen kann, mit den Erwachsenen, ist allerdings eine andere Frage. Aber man ist schon dankbar, wenn man irgendwo eine Möglichkeit neuer, brauchbarer Maßstäbe entstehen sieht.

Was an neuen Stücken herauskam, ist belanglos. Das Theater in der Stresemannstraße brachte eine Komödie „Ko nju n k t u r“ von Dietrich Loder. Verspottung der Leute,

die im Januar noch Nationalsozialisten aus ihren Betrieben entließen und im April den deutschen Gruß nur so herausschleuderten, um die neue Konjunktur zu nützen. Hier liegt ein Komödienstoff, aber man muß ihn auch bewältigen können. Der Autor dieser drei Akte präsentiert lediglich den Stoff — die Gestaltung läßt er fort. Das Publikum lacht zunächst über den schlechten Gegensatz, aber wenn es fortgeht, merkt es, daß es nichts bekam. Und dergleichen spricht sich herum.

Im Renaisancetheater endlich gab es ein Schauspiel von Willy Speyer, dem Verfasser des „Kampfes der Tertia“, „Ein Mantel, ein Hut, ein Handschuh“. Ein Kriminalreißer, mit der linken Hand gemacht — interessant lediglich von dem Stand-

punkt aus, daß man hier einmal sieht, wie ein Mann der Literatur so etwas anfaßt. Ein junger Mann, der eine verheiratete Frau liebt, rettet ein Mädchen, das ins Wasser gesprungen ist. Der Mann seiner Geliebten, ein großer Anwalt, der ihn aufsucht, um ihn wegen seiner Frau zur Rechenschaft zu ziehen, trifft zufällig nur das gerettete Mädchen, gerät mit ihr in Meinungsverschiedenheiten und erwürgt sie. Der junge Mann gerät natürlich in den Verdacht, die Tat begangen zu haben, der große Verteidiger aber übernimmt seine Sache und haut ihn heraus, worauf die kleine Frau lebend wieder zu ihm zurückkehrt. Frau Körber spielt diese junge Frau — und das ist eigentlich noch das einzige, was man dazu sagen kann.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Weber, Berlin. — Ernst Schröder, Glensburg. — Professor Dr. Max Sauerlandt, Hamburg. — Dr. Cornelis Witt, Berlin. — Hans Werner, Offenbach. — Hans Jesse, Berlin. — Professor Dr. Paul Wendle, Düsseldorf. — Gregor Heinrich, Berlin. — Jörg Lampe, Berlin. — Manna Copony, Hermannstadt.

Wie hat Bismarck den Schlag der Deutschen Rundschau (die Geffckensche Publikation des Tagebuchs Kaiser Friedrichs III.) innerlich und äußerlich pariert?

Die Behandlung dieser Frage, die für die heutigen Leser der Deutschen Rundschau besonders reizvoll ist, bildet den Inhalt der sehr interessanten Studie

Bismarck am Schreibtisch

Der verhängnisvolle Immediatbericht
Von Otto Grabenwitz

Prof. RM 3,80, geb. RM 4,80

Verlag Franz Bahlen / Berlin W 9

Aus früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau“

Jwan Bunin (Nobelpreis-Träger 1933)

Ein schönes Leben. Erzählung (Juli 1923) — Auf nächtlchem Meer. Erzählung (Mai 1924)

Hans Friedrich Blunck

Gefichter. Erzählung (April 1925) — Begegnung. Erzählung (November 1925) — Ellervatters Tochter. Märchen (August 1928) — Reise nach England (Oktober 1930) — Liverpool und Manchester (November 1930) — Antigermanismus (Mai 1931) — Englisches Tagebuch (Juli 1931) — Schottisches Tagebuch (Oktober-November 1932, Januar 1933) — Volkstum und Dichtung (Dezember 1932)

Preis jedes Heftes M. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW. 68

Schenken Sie

Stiewe = Bücher

die besten

politischen Anschauungs-Bücher

Willy Stiewe

Der Krieg nach dem Kriege

Eine Bilderchronik
aus Revolution und Inflation

3. Auflage (8. - 10. Tausend)

In Halbleinen RM 3.20

„Es bleibt der stärkste Eindruck erlittener Geschehnisse“
Deutsche Zeitung, Berlin

„Bilder, die man nicht wieder vergißt, Bilder, für deren Zusammenstellung dem Verfasser Dank gebührt.“
Der Angriff, Berlin

Willy Stiewe

So sieht uns die Welt

Deutschland im Bild der Auslandspresse

In Ganzleinen RM 3.20

Steif kartoniert „ 2.60

„Dieses bilderreiche Buch, von einem der bedeutendsten deutschen Bildredakteure verfaßt, kann heute schon historische Bedeutung beanspruchen.“
Saarbrücker Zeitung

„Man kann nur allen verantwortlichen und unabhängigen Stellen auf das dringendste nahelegen, dieses schmale Buch, gefüllt mit erdrückendem Material, zu studieren.“
Der Tag, Berlin

Verlag

Deutsche Rundschau

G. m. b. H.

Berlin SW 68

Bücher für politische Erziehung

Carl Haensel u. Richard Strahl

Politisches ABC des neuen Reichs

Schlag- und Stichwörterbuch
für den deutschen Volksgenossen

11. - 15. Tsd. Steif karton. RM. 1.50

„Ein ganz vortreffliches, hochaktuelles Werk, dessen Anschaffung wir besonders empfehlen werden.“

Die Oberste Leitung der P.D., Ausland-Abt.
der NSDAP.

„Wir sind von diesem ausgezeichneten Werk sehr angetan und werden die Broschüre jederzeit aufs wärmste empfehlen.“
Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums.

J. D. H. Schulz

Untergang des Marxismus

Karton. RM. 4.80, Leinen RM. 6. -

Vernichtung des Marxismus, nicht nur in Gestalt seiner Organisation, sondern auch als Idee ist das Ziel der Reichsregierung und die historische Aufgabe unserer Generation. Das geistige Mittelzeug hierzu liefert nun dieses Buch, das in grundlegender Weise mit dem Marxismus abrechnet. Spannend und leidenschaftlich geschrieben ist es eines der programmatischen Bücher, die eine geschichtliche Aufgabe erfüllen.

Jean Prévost

Geschichte Frankreichs seit dem Kriege

Karton. RM. 4.80, Leinen RM. 6. -

„Dieses Buch eröffnet uns Deutschen Ausblicke von unerhofftem Ausmaße. Wer nicht gerade die Möglichkeit gehabt hat, in den letzten Jahren an hervorragender Stelle in Paris tätig zu sein, dem bringt dieses glänzend geschriebene Buch wirkliche Offenbarung über die tatsächlichen Zustände bei unserem westlichen Nachbarn. Dem Verlage ist seine Veröffentlichung als besonderes Verdienst anzumerken.“

J. Engelhorns Nach. Stuttgart

Korn = Romane

die epischen Schriften der Revolution

Wolfgang Müller-Elm

Held ohne Ruhm Ganzleinen RM. 4.80, kartoniert RM. 3.50.

Es ist ein durch und durch preußisches Buch, streng, herb und einfach. Das alles ist eines, preußischer Dienst an der Idee, vor der alles Private und Menschliche sich zu beugen hat. Wie das erlebt und dargestellt wird, das ist ganz große epische Kunst. Karl Rauch.

Logan=Logejus

Und setzet ihr nicht das Leben ein . . .

Meine Erlebnisse als Reiteroffizier unter dem Großen König 1741—1759. Herausgegeben von einem Offizier. Ganzl. RM. 5.80, karton. RM. 4.50. Die Unmittelbarkeit dieses in einem begeisterten Tempo geschriebenen Tagebuches macht es zu einem Volksbuch aus einer soldatischen Zeit für eine soldatische Zeit.

Hein Kükelhaus

Armer Teufel Roman. Ganzleinen RM. 4.80, kartoniert RM. 4.—.

Der Roman entläßt uns mit dem Glauben an das zwar gewandelte, aber in seinen Grundkräften unzerstörbare Menschentum.

Hans Frank in der Berliner Börsenzeitung.

Gerhard Menzel

Flüchtlinge Roman. Ganzleinen RM. 5.80, kartoniert RM. 4.—.

In den Abenteuern dieser Wolgadeutschen hat Menzel sinnbildlich das deutsche Schicksal aller Zeiten gestaltet. Aber auch das Gleichnis vom Glauben, der Berge versetzt, von der inneren Kraft des Geistes und seiner Wiedergeburt.

Nordischer Rundfunk.

Georg Grabenhorst

Merve Der Roman eines jungen Mädchens. Ganzleinen RM. 5.50, kartoniert RM. 4.—.

Ein seltsames Mädchenbild, tief und still, fast zu still. Das Buch ist voll Nachdenklichkeit wie ein warmer, weicher Sommerabend. Als letztes und tiefstes ist's die Frauenseele, die hier schicksalhaft erfaßt ist, oft seltsam, sich selbst unbegreiflich, voller Sehnsucht, aber immer tief, voller Hingabe und Opferbereitschaft.

Die Reichspost, Wien.

Wilh. Gottl. Korn Verlag/Breslau

Ein Zeugnis für deutsche Kultur

und ihre weltumfassende Bedeutung, ein Erlebnis für den Naturfreund, eine Zaubermacht, die ihn der Enge des Daseins entrückt, ihm die Wunder der Welt, die Mannigfaltigkeit von Natur, Kultur, Wirtschaft der Erde mühelos erschließt, ist der neue lebensvolle Führer durch alle Gebiete der Erde, das Handbuch der geographischen Wissenschaft. Was weltgerierte Gelehrte in fremden Ländern auf oft gefährvollen Fahrten erlebten, welche Erkenntnisse sie gewannen, schlägt hier in spannender Darstellung den Leser in Fesseln. Dazu vermitteln **4000** erlesene Textbilder und Karten, **300** farbige naturnahe Landschaftsgemälde ein erschöpfendes Bild aller Landschaften und interessanten Vorgänge auf unserer Erde.

Die Ausgabe dafür beträgt monatl. nur 5.-Rmk. Verlangen Sie unverbindl. Ansichtssendung 82 c von:

Artibus et literis Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes



**Jeder Politiker,
jeder Historiker**

braucht die

Deutschtums-Bücher

Sie liefern das grundlegende Material für den Kampf um die Rechte des Deutschiums im Grenzland und im Ausland

Wilhelm Winkler
Statistisches Handbuch des gesamten Deutschiums
In Ganzleinen M 10.—

Hans Siegfried Weber
Der Kampf um die Saar
Ganzleinen M 5.—, kartoniert M 4.—

Gustav Peters
Der neue Herr von Böhmen
Eine Untersuchung der polit'schen Zukunft der Tschechoslowakei Kartoniert M 3.—

Albrecht Rogge
Die Verfassung des Memelgebietes
Ein Kommentar zur Memelkonvention
Kartoniert M 10.—

Theodor Grentrup
Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa
Kartoniert M 11.—

Rudolf von Broecker
Der Volksdeutsche fremder Staatsangehörigkeit im Reiche — Eine Darstellung seiner Rechtslage Kartoniert M 1.60

Karl Josef Kaufmann
Das deutsche Westpreußen Kartoniert M 4.50

Verlag Deutsche Rundschau
G. m. b. H. Berlin SW 68

Lassen Sie sich die

Deutsche Rundschau

einbinden!

Einbanddecken
(für je 3 Hefte)

nur noch M. 1.00

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Deutsche Rundschau
G. m. b. H. Berlin SW 68

BRIEFMARKEN-NACHLASS wird aufgeteilt in Sammlungen, Lots und Auswahlen. Außerst günstige Angebote gratis nur durch **Leonie Beerhenke**, Eifelstr. 66, Köln 113

+ Winke für Kranke +

Ich erziele seit zehn Jahren Heilerfolge bei den verbreitetsten Krankheiten — selbst chronischer Art — mit meiner

Farblicht = Heillampe

in Verbindung mit billigen Naturmitteln. Die hierbei gesammelten reichen Erfahrungen habe ich in meinem Rezeptenbuch für Gesundheitspflege „Heilkuren und Hausmittel“ leichtfaßlich geschildert, bei den Ratschlägen für die einzelnen Krankheitsfälle berücksichtigt und so die beliebten Farblichtkuren kinderleicht gemacht. Außerdem habe ich in dem Werk eine Unmenge von sonst gern geheimgehaltenen Rezepten für einfache, wirksame und dabei billige Naturmittel für Gesundheits- und Schönheitspflege genannt, wertvolle Hinweise für die neuzeitliche Ernährung und Lebensweise gegeben und Heilwege gezeigt für solche Leiden, die ihren Grund im Gemüt und in der Seele haben.

Sie sollten das „segensreiche“ Buch unbedingt lesen, morgen schon können Sie es vielleicht bitter nötig gebrauchen! Allein bezogen (direkt oder durch den Buchhandel) kostet der 300 S. große Leinenband RM 6.—. Der Gesamtpreis für Heillampe und Buch von RM 32.— frei Haus ist jedenfalls nur ein geringer Bruchteil ihres gesundheitlichen Wertes für Sie. Lehrreiche Broschüre gratis.

Hans Wölflle, Medizinischer Apparatebau
Karlsruhe 85, Westendstraße 55

Hunderte Dankschreiben aus allen deutschen Gauen

Neuerscheinungen — Neuauflagen: Winter 1933/1934



Hans Franck **Eigene Erde!**

Roman. — 380 Seiten. L. RM. 5.50.
Das Problem des eigenen Grund und Bodens steht im Mittelpunkt dieses Romans, der in der Zeit von Bismarcks Tod bis zum August 1914 spielt.



Friedrich Griefe **Winter**

Roman. — 319 Seiten. L. RM. 4.20.
Das monumentale, vielfach ausgezeichnete Werk, mit dem Friedrich Griefe, Mitglied der Deutschen Akademie, seinen Ruhm begründete.



J. Anker Larsen **Ich will, was ich soll**

Roman. — 312 Seiten. L. RM. 5.50.
Das ist das Thema von Larsens heutiger Sendung: das Genie zur inneren Wahrheit und zur Liebe des Wesentlichen in uns zu erwecken.



Jo van Ammers Küller **Der dornige Pfad**

Ein Buch für junge Menschen.
168 Seiten. Leinen RM. 3.60. Ein Jugendwerk der berühmten Verfasserin der „Frauen der Coornvelts“, des „Stillen Kampfes“ und anderer Werke.

**Ausführliche Sonderverzeichnisse
kostenlos durch jede Buchhandlung**

Carl Schünemann-Berlag / Bremen

Das Weihnachtsbuch des Jahres

Türkenjahr 1683

Das Reich im Kampf um den Ostraum

Von

Dr. Reinhold Lorenz

2. Aufl. Mit 16 Tafeln, XII u. 272 Seiten. Preis in Leinen geb. RM 5.

Ein gründlicher Kenner der großdeutschen Geschichte entwickelt das Bild der Vergangenheit: die Lage des Reiches deutscher Nation und die Stellung des Hauses und des Staates Oesterreich in ihm. Die west-östliche Schicksalsverkettung wird aufgezeigt, die dort von den Hegemonieplänen Frankreichs, hier von der Offensive der Türken bestimmt wird, aus der heraus sich die europäischen Fronten gliedern und die Schwierigkeiten ergeben, in die der mitteleuropäische Raum und das Reich verstrickt sind. Wir erfahren, wie sich aus dieser doppelten Bedrohung unter gesamtdeutscher Führung die abgesunkene abendländische Idee neu belebt, ohne die die Entscheidung vom Kahlenberge kaum möglich gewesen wäre. Und wir erleben in plastischer Schilderung die politische Vorbereitung der Entscheidung und schließlich den wechselvollen militärischen Ablauf, aus dem sich die notvolle Verteidigung Wiens und die entschlossene Durchführung der Befreiung charakteristisch herausheben.

„Deutsche Allgemeine Zeitung“

Es genüge hier, vor einer breiten Lesergemeinde festzustellen, daß es mit dem ganzen Rüstzeug des Fachgelehrten unterbaut und verfaßt, in seiner ebenso vornehmen wie klaren und kraftvollen Darstellungsform nicht nur dem zunftmäßig sich mit Geschichte Befassenden, sondern jedem für Völkergeschichte und Völkergeschehen Interessierten des Belehrenden und Anregenden eine ganze Fülle bietet. Wir müssen es uns genügen lassen, dieses „Türkenbuch“ aufs wärmste und eindringlichste zur Lektüre und Beachtung zu empfehlen.

„Völkischer Beobachter“

Das beste und gründlichste Buch zum 250. Gedenktag der Befreiung Wiens von der Türkengefahr.

„Westermanns Monatshefte“

Wilhelm Braumüller Verlag / Wien—Leipzig